Schmid

1.400-

VA?

Vortitel, front., Titel

47 pp, 26 pp 60 pp

75 pp 46 pp

6 Stiche inkl front

u.ö

83523

K

Schmid
225
-5-

Gesammelte
Jugend-
und
Kinder-Schriften,

von

Christoph Schmid,

Domcapitular des Bisthums Augsburg im Königreiche Bayern.

Fünfter Band.

Noch ein Mahl sechs Erzählungen.

Die Ostereyer. Der Weihnachtsabend.

Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen.

Das verlorne Kind. Das Täubchen.

Mit sechs Kupfern.

Vollständigste und wohlfeilste, durchaus verbesserte und ansehnlich vermehrte, wie auch mit achtundzwanzig Kupfern verschönerte Auflage.

Grätz.

Papier und Druck von den Gebrüdern Georg und Carl Tanzer.

1832.

S.E.

Die Ostereyer.

Kinder. Rothe Eyer! Rothe Eyer!

Ant. Leitner sc.

Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde.

Die Ostereier.

Das verlorne Kind.

Der Weihnachtsabend.

Der Kanarienvogel.

von

Christoph Schmid.

Noch ein Mahl sechs
Erzählungen
für
Kinder und Kinderfreunde.

Die Ostereyer.
Das verlorne Kind. Das Täubchen.
Der Weihnachtsabend.
Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen.

Von
Christoph Schmid,
Domcapitular des Bisthums Augsburg im Königreiche Bayern.

Mit sechs Kupfern.

1831.
Papier und Druck
von der k. k. priv. Papierfabrik und Buchdruckerey der
Gebrüder Georg und Carl Tanzer in Grätz.

Stadtbibliothek
Augsburg
1985.688

Die Ostereyer.

*

Als Aeltern noch einfältiglich
Dem Kindessinn nicht wehrten,
Versammelten die Kinder sich
Am Ostertag in Gärten,
Und suchten, wo zu finden sey
Ein bunt bemahltes Osterey.

O die ihr gern noch Kinder seyd,
Euch öffn' ich leis' das Pförtchen,
Damit ihr euch wie Kinder freut,
In meiner Muse Gärtchen,
Und Jeder d'rin mit Jubelschrey
Sich find' ein liebes Osterey.

Mit Kinderaugen soll zu euch
Das Aufgefund'ne blicken,
Wie Veilchen, die am Dorngesträuch,
Mit holder Einfalt nicken,
Wie Röschen, wie Vergißmeinnicht,
Mit sanft auflächelndem Gesicht.

J. H. v. Wessenberg.

I. O weh! da gibt's noch nicht einmahl Hühner.

Es lebten einmahl vor vielen hundert Jahren, in einem kleinen Thale tief im Gebirge, einige arme Kohlenbrenner. Das enge Thal war rings von Wald und Felsen eingeschlossen. Die Hütten der armen Leute lagen im Thal umher zerstreut. Einige Kirschen- und Pflaumenbäume bey jeder Hütte, etwas Ackerland mit Sommergetreide, Flachs und Hanf, eine Kuh und einige Ziegen waren all' ihr Reichthum. Indeß erwarben sie noch Einiges mit Kohlenbrennen für die Eisenschmelze im Gebirge. So wenig aber die Leute hatten, so waren sie dennoch ein sehr glückliches Völklein, denn sie wünschten sich nicht mehr. Sie waren bey ihrer harten Lebensart, bey steter Arbeit und strenger Mäßigkeit vollkommen gesund, und man sah in diesen armen Hütten — was man in Pallästen sonst vergebens suchen würde — Männer, die über hundert Jahre alt waren.

Eines Tages, da schon der Haber anfing, sich zu bleichen, und es in dem Gebirge sehr heiß war, kam ein Köhlermädchen, das die Ziegen hüthete, fast außer Athem nach Hause gesprungen, und brachte den Aeltern die Nachricht, es seyen fremde Leute in dem Thale angekommen, von gar wundersamer Tracht und seltsamer Redensart: eine vornehme Frau, zwey Kinder, und ein sehr alter Mann, der, ob er gleich sehr prächtige Kleider anhabe, doch nur ihr Diener scheine. „Ach," sagte das Mädchen, „die guten Leute sind hungerig und durstig, und sehr

müde. Ich traf sie, als ich eine verlorne Ziege suchte, ganz abgemattet im Gebirge an, und zeigte ihnen den Weg in unser Thal. Wir wollen ihnen doch etwas zu essen und zu trinken hinaus tragen, und sehen, ob wir sie die Nacht bey uns und den Nachbarn unterbringen können." Die Aeltern nahmen sogleich Haberbrot, Milch und Ziegenkäse, und gingen hin.

Die Fremden hatten sich indeß in den Schatten einer buschigen Felsenwand gelagert, wo es sehr kühl war. Die Frau saß auf einem bemoosten Felsenstücke, und hatte ihr Angesicht mit einem weißen Schleyer vom feinsten Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunderschönes Fräulein, saß ihr auf dem Schooße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beschäftigt, das schwer beladene Maulthier abzupacken, das sie bey sich hatten. Das andere Kind, ein munterer schöner Knabe, hielt dem Thiere einige Disteln hin, an denen es begierig fraß.

Der Kohlenbrenner und sein Weib näherten sich der fremden Frau mit Ehrerbiethung; denn an ihrer edlen Gestalt, ihrem Anstande, und ihrem langen weißen Gewande merkte man sogleich, daß sie von hohem Stande seyn müsse. „Sieh nur," sagte die Kohlenbrennerinn leise zu ihrem Manne, „den zierlich ausgezackten stehenden Halskragen, die feinen Spitzen, aus denen die zarten Hände nur zur Hälfte hervorblicken, und — der tausig! — sogar die Schuhe sind so weiß, wie Kirschenblüthe, und mit silbernen Blümchen geziert!" Der Mann tadelte aber sein Weib, und sagte zu ihr! „„Dir steckt doch nichts im Kopfe, als die Eitelkeit! Den höhern Ständen geziemt eine vornehme Kleidung. Indeß macht das Kleid den Menschen um nichts besser, und mit den zierlichen Schuhen hat die gute Frau wohl schon manchen harten Tritt thun, und manche rauhe Wege gehen müssen.""

Der Köhler und die Köhlerinn bothen der fremden Frau jetzt Milch, Brot und Käse an. Die Frau

schlug den Schleyer zurück, und beyde wunderten sich über die Schönheit und die edle sanfte Gesichtsbildung der Frau. Sie dankte freundlich, und ließ sogleich das Kind auf dem Schooße aus der irdenen Schale voll Milch trinken — und die hellen Thränen drangen ihr aus den Augen und benetzten die blühenden Wangen, als das Kleine die Schale mit beyden Händchen fest hielt und begierig trank. Auch der liebliche Knabe kam herbey und trank auch. Darauf theilte sie von dem Brote aus, dann trank sie erst selbst und aß von dem Brote. Der fremde Mann aber ließ sich besonders den Käs sehr gut schmecken. Während sie aßen, kamen aus allen Hütten Groß und Klein herbey, standen im Kreise umher, und betrachteten neugierig und wundernd die neu angekommenen Fremden.

Nachdem der alte Mann satt war, bath er flehentlich, die Leute möchten der Frau doch in irgend einer Hütte auf einige Zeit ein kleines Stübchen einräumen; sie werde ihnen nicht zur Last fallen, sondern alles reichlich bezahlen. „Ach ja," sagte die Frau mit sanfter, lieblicher Stimme: „erbarmt euch einer unglücklichen Mutter und ihrer zwey Kleinen, die durch ein schreckliches Schicksal aus ihrer Heimath vertrieben wurden." Die Männer traten sogleich zusammen und hielten Rath, wie das zu machen sey.

Oben im Thale brach hoch aus röthlichen Marmorfelsen ein Bächlein hervor, stürzte sich, schäumend und weiß wie Milch, von Felsen zu Felsen, und trieb eine Mühle, die gleichsam nur so an den Felsen dort hing. Auf der andern Seite des Bächleins hatte der Müller noch ein anderes nettes Häuschen erbaut. Freylich war es, wie alle übrigen Häuser im Thale, nur ganz von Holz, aber gar freundlich anzusehen, von Kirschenbäumen lieblich beschattet, und von einem kleinen Gärtchen umgeben. Dieses Häuschen both der Müller der fremden Frau zur Wohnung an.

„Mein neues Hüttchen da droben,“ sagte er, indem er mit der Hand hinauf zeigte, „räume ich euch, wie es da steht, herzlich gerne ein. Es ist spanneu, und noch kein Mensch hat darin gewohnt. Ich baute es eigentlich, um ein Mahl dahin zu ziehen, wenn ich die Mühle meinem Sohne übergeben werde. Wie doch der liebe Gott — ihm sey Dank! — so wunderbar für euch sorgt! Erst gestern bin ich damit vollends fertig geworden, und heute könnet ihr nun schon einziehen. Es ist recht so, als wenn ich es gerade nur für euch gebaut hätte. Es wird euch gewiß gefallen!“

Die gute Frau war über dieses freundliche Anerbiethen hoch erfreut. Nachdem sie etwas ausgeruht hatte, ging sie sogleich hinauf. Sie trug das kleine Fräulein auf dem Arme, und der alte Mann führte den Knaben an der Hand; der Müller aber besorgte das Maulthier. Die Frau fand das Häuschen, zur großen Freude des Müllers, ganz unvergleichlich. Mit einem Tische, einigen Stühlen und Bettstätten war es schon versehen. Schöne Teppiche und prächtige Decken zur Nachtruhe hatte die Frau auf dem Maulthiere mitgebracht; daher übernachtete sie sogleich hier, und dankte Gott mit ihren beyden Kleinen vor dem Schlafengehen noch herzlich, daß er sie nach langem Herumirren einen so angemessenen Zufluchtsort habe finden lassen. „Wer hätte es geglaubt,“ sagte sie, „daß ich, in Pallästen erwachsen, mich noch glücklich schätzen würde, in eine solche Hütte aufgenommen zu werden. Wie nöthig hat es daher der Höhere, gegen den Niedrigsten gut und gefällig zu seyn! Könnte er auch so hart seyn, es nicht aus Menschenfreundlichkeit zu thun, so sollte ihn doch die Klugheit dazu bewegen, denn kein Mensch weiß, was ihm bevorsteht.“

Den andern Morgen kam die Frau in aller Frühe mit ihren Kleinen aus der niedern Wohnung hervor, sich ein wenig in der Gegend umzusehen; denn am

Tage zuvor waren sie dazu allzu müde. Mit Entzücken betrachtete sie die schöne Aussicht ins Thal. Die Hütten der Köhler lagen tief unten im grünen Thale wie hingesäet, nur immer zwey oder drey beysammen, und das Mühlbächlein schlängelte sich hell wie Silber mitten hindurch. Die bunten Felsen voll grüner Gesträuche, an denen die Ziegen nagten, hätte man, so wie sie jetzt von der Morgensonne beleuchtet waren, nicht schöner mahlen können.

Der alte Müller kam, sobald er die Frau mit ihren Kindern erblickte, sogleich aus der Mühle heraus, und über den schmalen Steg, der über das Bächlein führte, herüber. „Aber nicht wahr," rief er, „ein schöneres Plätzchen als dieses gibt es doch im ganzen Thale nicht! Hier scheint die Morgensonne immer am ersten hin. Wenn die Hütten unten, wie eben jetzt, noch im schwarzen Schatten liegen, so ist da droben schon alles von der Sonne wie vergoldet. Ja oft, wenn in dem tiefen, feuchten Thal kaum die Kamine der Hütten aus dem grauen Nebel hervorragen, hat man hier den klaren blauen Himmel."

Den Kindern der Frau gefiel aber das Mühlrad, das sich beständig so geschäftig umdrehte, am besten. Den Knaben ergetzte besonders das Klappern der Mühle und das Rauschen des Wassers, das wie siedende Milch zu kochen schien. Das Mädchen hingegen hatte ihre vorzügliche Freude an den funkelnden Edelsteinen von allen Farben, die, wie sie sagte, im Sonnenglanze von dem immer tröpfelnden Rade fielen.

Die Frau brachte den Tag zu, sich einzurichten, so gut es in diesem armen Thale seyn konnte. Die Leute wetteiferten, sie mit Lebensmitteln, mit Brennholz, irdenem Küchengeschirre, und andern Kleinigkeiten zu versehen. Das Mädchen, das ihr zuerst den Weg in das Thal gezeigt hatte, und Martha hieß, kam zu ihr in den Dienst.

„Vor Allem brauche ich Eyer!" sagte die Frau, als sie sich zum Kochen anschickte. „Sieh doch, daß du mir für Bezahlung einige auftreibest." „„Eyer?"" fragte Martha ganz verwundert. „„Je, wozu denn?"" „Närrisches Mädchen," sagte die Frau, „wozu? — zum Kochen. Gehe nur, und mache, daß du bald wieder kommst." „„Zum Kochen?"" sagte das Mädchen; „„aber die Vögelein haben ja nun keine Eyerchen mehr, und dann wäre es doch auch Schade. Vier Personen hätten ja wohl einige hundert Eyer von Finken oder Hänflingen nöthig, sich satt zu essen."" „Was plauderst du da!" sagte die Frau; „wer redet denn von den Eyerchen der Vögel? Ich meine Hühnereyer." Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte: „„Was das für Vögel sind, weiß ich gar nicht. In meinem Leben habe ich noch keine gesehen."" „O weh," sagte die Frau, „so gibt's bey euch noch nicht einmahl Hühner?"

Denn da die Hühner erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht wurden, so war damahls in manchen Gegenden ein Huhn wirklich etwas so seltenes, als jetzt ein Pfau. Die Frau wußte sich, da hier auch nichts von Fleischspeisen zu haben war, in ihrer kleinen Küche fast nicht zu helfen. „Ich hätte nie daran gedacht," sprach sie, „was es um ein Ey für eine Wohlthat Gottes ist, bis jetzt, da ich keines haben kann. So ging's mir aber auf meiner Wanderung schon mit hundert Dingen. Mangel und Noth haben doch auch ihr Gutes, indem sie uns auf manche Gabe Gottes, die wir bisher nicht achteten, aufmerksam machen, und uns Dankbarkeit lehren."

Die gute Frau mußte sehr kümmerlich leben. Die Leute trugen ihr indeß fleißig zu, was sie nur immer glaubten, das ihr angenehm seyn könnte. Wenn der Müller eine schöne Forelle, oder ein Köhler ein Paar Krametsvögel fing, so brachten sie ihr

dieselben sogleich. Die größten Dienste that ihr aber der alte Diener, der mit ihr gekommen war. Sie hatten noch einige goldene Kleinodien und kostbare Edelsteine. Von diesen gab sie ihm von Zeit zu Zeit und er verreisete damit, und blieb oft mehrere Wochen aus. So oft er zurück kam, brachte er immer allerley mit, das er für die kleine Haushaltung eingekauft hatte. Die Leute bemerkten indeß, daß die Frau nach seiner Zurückkunft oft sehr traurig war und rothgeweinte Augen hatte. Sie wären gar gerne dahinter gekommen, wer sie denn eigentlich sey, und woher sie komme. Allein sie selbst zu fragen, hatten sie den Muth nicht. Der alte Mann aber sagte ihnen, wenn sie ihn fragten, so seltsame Nahmen, daß sie dieselben kaum nachsprechen konnten, und sie in einer Viertelstunde schon wieder vergessen hatten, bis sie endlich merkten, daß der muntere Greis sie nur zum Besten habe. Da machten sie sich nun an die Kleinen. „Sag' uns doch," sprachen sie zum Knaben: „wie heißt denn deine Mutter eigentlich? Wir wollen es nicht weiter sagen. Sag' es uns nur ins Ohr." Da antwortete ihnen denn das Kind sehr geheimnißvoll, aber auch sehr offenherzig und zutraulich: „Sie heißt eigentlich Mama." Aehnliche Antworten gab auch das Mädchen. Die Leute mußten es also der Zeit überlassen, dieses Geheimniß zu enthüllen.

II. „Gottlob, nun sind doch einmahl die Hühner da."

Ein Mahl kam der alte Diener, der Kuno hieß, wieder von einer Reise heim, und trug einen Hühnerstall auf dem Rücken. In diesem waren ein Hahn und einige Hennen. Als die Kinder im Thale den alten Mann kommen sahen, liefen sie alle zusammen, denn er brachte ihnen immer etwas mit: weißes

Brot, getrocknete Pflaumen, ein Pfeifchen, ein Glöcklein für ihre Ziegen, oder sonst eine Kleinigkeit.

Dießmahl waren die Kinder sehr neugierig, was denn in dem vergitterten Kästchen sey, das fast ganz mit Tuch bedeckt war, so daß man nicht recht hinein sehen konnte. Sie begleiteten ihn bis vor die Thüre der Frau, die mit ihren zwey Kleinen sogleich freudig heraus kam und ihn grüßte. „Gottlob!" rief das kleine Fräulein, und klatschte in die Hände, „nun sind doch einmahl die Hühner da."

Der Mann stellte den Kasten nieder, öffnete das Thürchen, und da kam denn zuerst ein prächtiger Hahn heraus. Die Kinder erstaunten. „Was für ein sonderbarer Vogel das ist!" riefen sie; denn wie man ihn heiße, wußten sie noch nicht. „In unserm Leben haben wir noch keinen so schönen Vogel gesehen! was er für eine schöne Krone auf dem Kopfe hat, noch schöner roth, als Kornblumen; und wie wunderschön bräunlich und gelblich seine Federn schimmern, noch schöner als reifes Getreide in der Abendsonne; und wie wunderlich er den Schweif trägt, fast wie eine Sichel gekrümmt!" Auch die Hennen gefielen ihnen sehr wohl. Es waren ein Paar schwarze mit hochrothem Kamme, ein Paar weiße mit Schöpfen, und ein Paar röthlichbraune ohne Schweif. Die Frau streute den Hühnern einige Hände voll Haferkörner hin. Die Hühner pickten sie geschäftig hinweg; die Kinder aber standen und knieten im Kreise umher, und sahen mit vergnügten Gesichtern zu.

Als der Hafer aufgefressen war, da schwang mit einem Mahle der Hahn die Flügel und krähte; alle Kinder lachten laut zusammen, und freuten sich sehr darüber. Im Heimwege schrien die Knaben alle: „Kikiriki," und die Mädchen machten es ihnen wohl auch nach, aber doch nicht gar so laut. Als die Kinder heimkamen, erzählten sie von den Wundervögeln, die viel größer seyen, als die Ringeltauben,

ja wohl größer, als die Raben, und wie sie so schöne Farben hätten, noch viel schöner als alle Vögel im Walde. „Und," sagte die kleine Marie, Martha's Schwesterchen, „wie sie so ein rothes Käppchen auf dem Kopfe tragen, wie es bisher noch bey keinen Vögeln des Waldes gebräuchlich gewesen." Auch die Aeltern wurden neugierig; sie kamen, die fremden Vögel zu sehen, und waren nicht wenig darüber verwundert.

Nach einiger Zeit ließ sich eine der Hennen zum Brüten an. Martha mußte die Henne täglich füttern. Die Frau zeigte ein Mahl den Kindern aus dem Thale das Nest, und diese verwunderten sich alle laut über die Menge von Eyern. „Fünfzehn Eyer!" riefen sie; „die Holztauben legen nur zwey, andere Vögelein nur fünf Eyer. O wie wird die Henne so viele Junge auffüttern?"

Da die Jungen anfingen auszukriechen, wollte die Frau den Kindern eine Freude machen, und ließ sie rufen. Es kamen aber, da es eben Feyertag war, auch viele große Leute mit. Sie zeigte ihnen ein aufgepicktes Ey. O wie freuten sich die Kinder, als das junge Hühnlein so geschäftig pickte, um herauszukommen. Die Frau half ihm vollends heraus. Nun war die Verwunderung noch größer, daß das kleine Vögelein schon über und über so schöne gelbe Flaumfederchen habe, so munter aus den schwarzen Aeugelein blicke, und sogleich davon laufen könne, da doch andere junge Vögelein nackt, blind und ganz hülflos zur Welt kämen. „Das ist doch etwas Unerhörtes," sagten die Kinder; solche Vögel gibt es in der ganzen Welt nicht mehr."

Als die schöne, glänzend schwarze Glucke, mit dem purpurrothen Kamme, in Mitte ihrer fünfzehn gelbhaarigen Jungen, das erste Mahl auf den grünen Rasen herausschritt, da war die Freude der Kinder und Aeltern gar über alle Weise. „Schöneres kann man doch nichts sehen!" sagte ein Köhler.

„Und horcht nur," sprach die Köhlerinn, „wie die Alte die Jungen lockt, und wie die kleinen Dingerchen den Ruf verstehen und sogleich folgen. Es wäre zu wünschen, daß ihr Kinder auch immer so auf den Ruf ginget."

Ein Knabe wollte ein junges Hühnlein fangen, um es näher zu betrachten. Das kleine Ding schrie aber kläglich, und auf das Geschrey schoß die Alte plötzlich und mit weit geöffneten Flügeln herbey, und flog dem Knaben, der heftig erschrak und jammernd um Hülfe rief, auf den Kopf. Sie hätte ihm wohl die Augen ausgekratzt, wenn er das Junge nicht augenblicklich wieder hätte laufen lassen. Der Vater schmähte den Knaben, und die Mutter sagte: „Wie das treue Thier sich seiner Jungen so eifrig annimmt! Menschen könnten sogar von ihm lernen."

Wenn die Henne nun einen guten Bissen fand, so erhob sie sogleich ein Geschrey, und die Jungen eilten alle zusammen. Die Alte zerhackte ihn erst mit ihrem Schnabel, und legte ihnen gleichsam vor. Jedermann wunderte sich, daß junge Thierchen, die kaum über einen Tag alt wären, nicht nur sogleich laufen, sondern auch schon fressen könnten.

Da jetzt die Sonne sich etwas unter die Wolken verbarg — so sammelten sich alle Jungen unter die Alte, und versteckten sich da, um sich zu erwärmen. „Das ist noch das Allerschönste," sagten die Leute. „Es ist gar artig und munter, wie hie und da ein Köpfchen unter den Flügeln der Henne hervorsieht, oder sich ein Junges hervorwagt, und sogleich wieder an einer andern Stelle unter sie hineinkriecht."

Der Müller, der in seiner weißbestäubten Kleidung in Mitte der schwarzen Köhler sich gar sonderbar ausnahm, aber auch an Einsicht sich eben so vor ihnen auszeichnete, sprach: „Was das doch ein Wunderding mit diesen fremden Vögeln ist! Wir erblicken zwar Gott überall in der Natur; aber wenn wir etwas Ungewöhnliches sehen, fällt uns seine

Allmacht, Weisheit und Güte doch noch mehr in die Augen. Bedenkt nur, wie gut es ist, daß diese kleinen Vögelein sogleich laufen und fressen können; wenn die Alte so vielen Jungen das Futter im Schnabel zutragen müßte, wie eine Schwalbe, da würde sie nicht fertig! Wie gut ist's, daß schon die Natur der Jungen so ist, der Alten nachzulaufen und ihrer Stimme zu folgen. Liefen sie, weil sie doch auf der Stelle laufen können, sogleich auseinander: die Alte könnte sie nicht mehr zusammen bringen, und die Jungen gingen verloren. Besonders wundert mich aber, wo die Henne den Muth hernimmt, ihre Jungen so tapfer zu vertheidigen! Hab' ich mich doch oft schon über die Hühner geärgert, und sie dumme Thiere gescholten, weil sie allemahl, so oft ich an ihnen vorbey ging, vor Furcht scheu auseinander flogen, obwohl sie längst merken konnten, daß ich ihnen nichts zu Leide thue. Und nun ist die Natur des Thieres ganz verändert, und sie setzt sich gegen einen Mann zur Wehre. Oft hat es mich ergetzt, wie die Hennen um einen Bissen zanken, oder wie diejenige, die ein größeres Bröcklein fand, so neidig ist und sogleich davon läuft, und wie die andern ihr nachlaufen und es ihr nehmen wollen. Jetzt aber hat sie ihre Gefräßigkeit ganz abgelegt, ruft die Jungen selbst, und rührt nichts an, bis alle satt sind. Ich glaube, das gute Thier stürbe lieber selbst Hungers, als daß sie eines ihrer Jungen verhungern ließe. Diese zärtliche Sorgfalt, mit der die Henne ihre zarten Jungen umherführt, Futter für sie aufsucht, sie ernährt, sie beschützt, sie unter ihren Flügeln wärmt — hat Gott dem Thiere eingepflanzt. So zärtlich ist Gott für diese jungen Hühnlein besorgt! Und wie sollten nun wir verzagen? Sollte er nicht noch mehr für uns besorgt seyn? Freylich sorgt er noch mehr für uns. Darum nur guten Muth, liebe Leute! Gott macht alles wohl. Er sorgt für alle seine Geschöpfe — am meisten aber für den Menschen, der

in seinen Augen mehr ist, als alle Hühner und alle andern Vögel in der ganzen Welt."

III. »Jetzt gibt es Eyer im Ueberfluß."

Weil die guten Leute im Thale gegen die fremde Frau immer gar so gefällig gewesen, so war sie schon lange darauf bedacht, ihnen auch wieder eine Freude zu machen, und ihre ärmliche Haushaltung zu erleichtern. Die gute Frau hatte daher Eyer und Hühner sehr geschont, und da sie nun einen schönen Vorrath von Eyern und auch mehrere Hühner beysammen hatte, schickte sie Martha ins Thal, alle Hausmütter auf den morgigen Tag, der ein Sonntag war, einzuladen. Sie kamen mit Freuden, und in ihrem schönsten Aufputze. In dem kleinen Gärtchen hatte der alte Diener einen ländlichen Tisch mit einigen Bänken bereitet. Hier mußten sie Platz nehmen.

Martha brachte hierauf einen großen Korb voll Eyer. Die waren alle so reinlich, daß man keine Flecken daran sah, und weiß wie Schnee. Die Kohlenbrennerinnen erstaunten und wunderten sich nicht wenig über die Menge von Eyern. „Gottlob!" sagte die Frau, „jetzt gibt es Eyer im Ueberfluß, und es ist allerdings ein schöner Anblick, so viele reinliche Eyer beysammen zu sehen. Nun will ich euch aber auch zeigen, wie man sie in der Haushaltung nützen kann."

In einer Ecke des Baumgärtchens, unten an einem Felsen, war Feuer aufgemacht. Eine große Pfanne voll Wasser hing über dem Feuer. Die Frau schlug zuerst ein Ey auf, um zu zeigen, wie es innen aussehe, bevor es in das heiße Wasser komme. Alle betrachteten mit Aufmerksamkeit die schöne krystallhelle Feuchtigkeit, in der, gleich einer gelben Kugel, der Dotter schwamm. Nun wurden so viele Eyer, als da Gäste waren, weich gesotten.

Auf dem Tische war Salz und weißes länglich geschnittenes Brot in Bereitschaft. Die Frau lehrte sie die Eyer öffnen, und nun wunderten sich Alle, wie das Durchsichtige des Ey's so schön weiß wie Milch aussah, und eben so, wie das Gelbe, fester geworden. Alle lobten, indem sie nach Anweisung der Frau die Eyer mit dem Brote austunkten, die treffliche Speise. „Da hat man," sagten sie, „Geschirr und Speise sogleich beysammen. Und wie schön und reinlich, wie lieblich weiß und gelb alles aussieht! Wie schnell, ohne Kunst, ohne allen Aufwand ein Ey gekocht ist. Auch für Kranke könnte man nicht leicht eine wohlfeilere und nahrhaftere Speise finden."

Die Frau schlug hierauf Eyer in ein heißes Schmalz. Dieses war für die Köhlerinnen wieder eine neue Erscheinung. „Wie das Gelbe so schön vom Weißen umgeben ist," sagten sie, „wie bey den großen weiß und gelben Wiesenblumen, die man Ochsenaugen nennt." Die Eyer wurden nach und nach auf grünen Spinat gelegt, der in einer großen flachen Schüssel bereit stand — und auch diese Speise wurde von Allen gelobt. So machte die Frau noch andere Eyerspeisen, und unterrichtete die Köhlerinnen, wie die Eyer nicht nur an und für sich eine gesunde Speise seyen, sondern mit noch größerm Vortheil zur bessern Bereitung anderer Speisen benützt werden können.

Zuletzt wurde schöner grüner Ackersalat aufgetragen. Kuno brachte einen Teller voll Eyer, die schon früher hart gesotten wurden, damit sie indeß wieder kalt würden. Der fröhliche Alte ließ aus Scherz die Eyer fallen, daß sie auf dem steinigen Boden herumrollten. Die Köhlerinnen am Tische erschraken, daß sie laut aufschrien. Sie meinten, die Eyer würden ausfließen. Aber wie wunderten sich alle, als die Frau die Schalen rein ablöste, und jedes Ey so durchaus hart erschien, daß es sich schneiden ließ. Die Sache schien ihnen ein Wunder. Indeß sagte ihnen die Frau, wie man die Eyer hart siede,

und legte die zierlich geschnittenen Eyer auf den Salat; auch diese Speise schmeckte den Gästen sehr gut.

Nachdem die Mahlzeit geendiget war, vertheilte die Frau einige Hähne und mehrere Hennen unter die Hausmütter. Sie sagte ihnen, daß eine Henne des Jahres hundert bis hundert fünfzig Eyer lege — worüber Alle erstaunten. „Ueber hundert Eyer!" riefen sie. „Welch ein Vortheil in der Haushaltung!" Die guten Hausmütter brachten mit den Hühnern eine große Freude in's Thal. In allen Hütten war Jubel. Alle Leute im Thale segneten die Frau, und dankten Gott für so schöne wohlthätige Geschenke.

Die Hühner waren lange Zeit das tägliche Gespräch. Immer bemerkten die Leute noch etwas neues daran, das sonderbar und zugleich nützlich war. Die Eigenschaft, daß der Hahn Morgens krähe, war den Hausvätern besonders lieb. „Er verkündet so," sagten sie, „den nahen Tag, und fordert die Menschen auf, an ihr Tagwerk zu gehen. Es ist ein ganz neues Leben im Thale, wenn am Morgen die Hähne so zusammen krähen, und man geht ordentlich munterer an die Arbeit!" „Freylich wohl!" sagte der Müller. „Wann der Hahn aber gegen Mitternacht das erste Mahl kräht, so ruft er den lustigen Gesellschaften mit lauter Stimme zu: jetzt sey es die höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben!" Den Hausmüttern gefiel es noch besonders, daß die Henne es gackernd ankündete, wenn sie ein Ey gelegt hatte. Allemahl war Freude im Hause, wenn sie sich hören ließ. „So weiß man es doch gleich," sagten sie, „und kann das nützliche Geschenk sogleich in Empfang nehmen."

Hausväter und Hausmütter sagten oft unter einander: „Diese Vögel sind wahrhaftig von Gott recht eigentlich zu Hausthieren geschaffen. Sie halten sich so treulich an das Haus, entfernen sich nie weit davon, kommen, sobald man ihnen lockt,

sogleich alle zurück; ja, sie gehen am Abende von selbst heim, und warten an Hausthier oder Fenster, bis man sie hereinlasse. Nicht nur bringen sie in der Haushaltung einen großen Nutzen; ihr Unterhalt kostet auch sehr wenig. Sie nehmen mit Kleye, mit dem Abfalle vom Gemüse, und mit andern schlechten Dingen fürlieb, die man im Hause sonst nicht weiter benützen könnte. Ja sie gehen von Morgen bis Abend außer dem Hause überall umher, scharren und suchen ihr Futter selbst auf. Viele tausend Körnlein, die besonders zur Erntezeit und bey dem Dreschen verloren gingen, kommen so noch den Menschen zu gut. Die Hennen lesen sie fleißig auf, und geben uns Eyer dafür. Die ärmste Witwe, die sonst kein Hausthier halten könnte, vermag doch noch eine Henne zu halten, und das tägliche Ey ist ein tägliches Almosen für sie."

Auch die zwey Kinder der Frau sahen nun ein, woran sie im Ueberflusse nie gedacht hatten, was die Eyer für gütige Geschenke Gottes seyen. O wie froh waren sie, als sie dann und wann Morgens ein Ey in Milch essen konnten! Wie gut fanden sie nun manche Speise, die ihnen vorhin nicht recht genießbar schien, weil das Ey daran fehlte. Wie sehr dankten sie Gott dafür!

IV. Das Fest der bemahlten Eyer; ein Kinderfest.

(Hiezu gehört das Kupfer.)

Indeß gingen Sommer und Herbst vorüber, und der Winter kam. Er war, zumahl in dieser rauhen Gegend, sehr hart. Die kleinen Hütten im Thale lagen Monathe lang im Schnee, wie vergraben. Nur die rauchenden Kamine und etwas von den Dächern schauten noch aus der weißen Hülle

hervor. Von dem Hohlwege zwischen den Felsen herauf sah man gar nichts mehr. Die Mühle stand still, und die Wasserfälle hingen starr und geräuschlos an den Felsen da. Man konnte nur wenig zusammen kommen. Desto größer war die Freude, als der Schnee schmolz und es nun wieder Frühling ward.

Die Kinder aus dem Thale kamen sogleich wieder herauf, und brachten den beyden fremden Kindern, Edmund und Blanda, die ersten blauen Veilchen und gelben Schlüsselblümchen, die sie im Thale finden konnten; ja, sie flochten ihnen, sobald es mehrere dieser holden Frühlingsblümchen gab, die schönsten blauen und gelben Kränze. „Ich muß," sagte die edle Frau, „den guten Kindern doch auch eine Freude machen. Ich will ihnen auf den kommenden Ostertag ein kleines ländliches Kinderfest geben. Denn es ist gar schön, daß man solche Tage den Kindern, so gut man nur immer kann, zu Freudentagen mache. Aber was soll ich ihnen geben? Auf Weihnachten konnte ich sie mit Aepfeln und Nüssen beschenken, die ich für sie hatte bringen lassen. Allein zu dieser Zeit hat man nichts im Hause, als etwa ein Ey. Noch bringt die Natur nichts hervor, das zu genießen wäre. Alle Bäume und Sträuche stehen ohne Früchte und Beeren; Eyer sind die ersten Geschenke der wiederauflebenden Natur."

„Aber," sagte Martha, „wenn die Eyer nur nicht so ganz ohne alle Farben wären! Weiß ist wohl auch schön. Allein die allerley Farben der Früchte und Beeren, zumahl die schönen rothen Wangen der Aepfel, sind doch noch schöner."

„Du bringst mich da auf einen Einfall," sagte die gute Frau, „der nicht gar übel seyn mag. Ich will die Eyer hart sieden, und sie, was sich während des Siedens leicht thun läßt, zugleich färben. Die Mannigfaltigkeit der Farben macht den Kindern gewiß große Freude."

Die verständige Mutter kannte verschiedene Wurzeln und Moose, die man zum Schönfärben brauchen kann. Sie färbte nun die Eyer auf verschiedene Art. Einige wurden schön himmelblau, andre gelb wie Zitronen, wieder andre so schön roth wie das Innere der Rosen. Einige hatte sie mit zarten grünen Blättchen eingebunden, die sich dann auf den Eyern abbildeten, und ihnen ein unvergleichlich schönes buntes Aussehen gaben. Auf einige setzte sie auch einen kleinen Reim.

„Die bemahlten Eyer," sagte der Müller, als er sie erblickte, „sind gerade recht für das Fest, wo die Natur ihr weißes Kleid ablegt und sich mit allerley Farben schmückt. Die gute Mutter macht es gerade wie der liebe Gott, der uns nicht nur schmackhafte Früchte gibt, sondern sie auch noch für das Auge schön und freundlich macht. Wie er die Kirsche roth, die Pflaume blau, die Birne gelb färbt, so macht sie es mit den Eyern."

Der Ostertag war dieses Mahl ein überaus schöner Frühlingstag — ein wahrer Auferstehungstag der Natur. Die Sonne schien so schön und warm, der Himmel war so rein und blau, daß es eine Lust war, und Alles neues Leben fühlte. Die Wiesen im Thale waren bereits schön grün, und hie und da schon bunt von Blumen.

Schon lange vor Anbruch der Morgenröthe hatten die Frau und der alte Kuno sich auf den Weg zur Kirche gemacht, die über zwey Stunden weit entfernt, jenseits mehrerer Berge lag. Die Väter und Mütter aus dem Thale, und die größern Kinder, die so weit gehen konnten, zogen auch mit dahin. Gegen Mittag kam die Frau, mit Hülfe des Maulthieres, das Kuno führte, wieder zurück; die übrigen Leute aber kamen mit ihren Kindern erst lange nach Mittag, oder gar erst gegen Abend nach Hause.

Sobald die Frau angelangt war, eilten jene Kinder, die, mit Edmund und Blanda ungefähr von

einerley Alter, daheim geblieben und schon lange eingeladen waren, voll Freude herauf.

Die Frau führte sie in das Gärtchen, das Kuno im vorigen Jahre sehr verschönert hatte. Nahe an der Felsenwand, auf einem zierlich mit Kies beschütteten Grunde, war ein länglich runder Tisch. Dieser war jetzt mit einem farbigen Teppiche belegt, und Rasensitze von jungem frischen Grün umgaben ihn. Die Kinder setzten sich rings um den Tisch, und mitten unter ihnen saß Edmund und Blanda. Alle sahen freundlich und fröhlich aus den Augen, und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Es war wirklich ein ungemein lieblicher Anblick, den schönen Kreis von gelb- und braunlockigen Köpfchen und alle die blühenden, kleinen Gesichter zu sehen. „So schön ist kein Blumenkranz," sagte die Frau bey sich selbst, „und wäre er auch aus den schönsten Rosen und Lilien gewunden."

Nun erzählte ihnen die Frau zuerst sehr schön und deutlich, warum der heilige Ostertag ein so großes Freudenfest sey — und dann wurde eine große irdene Schüssel voll heißer Milch aufgetragen, darein Eyer geschlagen waren. Jedes Kind hatte ein neues irdenes Schüsselchen vor sich stehen, bekam nun seinen Theil, und ließ sich's trefflich schmecken. Hierauf führte die Frau die Kinder durch eine Seitenthür des Gärtchens in das kleine Tannenwäldchen, das an den Garten stieß; dort waren zwischen den jungen Tannen hie und da schöne Rasenplätze. Da sagte die Frau den Kindern: Jedes solle aus Moos, mit dem die Felsen und Bäume umher reichlich bewachsen waren, ein kleines Nestchen machen. Sie gehorchten mit Freuden. Denjenigen Kindern, die nicht zurecht kommen konnten, mußten die Geschickteren helfen; auch mußte sich Jedes sein Nestchen recht wohl merken.

Nun kehrten die Kinder wieder in den Garten zurück. Aber sieh — da erblickten sie auf dem Ti-

sche einen großen Kuchen von Eyerbrot, der wie ein großer gewundener Kranz gestaltet war; davon bekam nun Jedes ein großes Stück. Indeß nun die Kinder aßen, schlich Martha mit einem großen Korbe voll gefärbter Eyer heimlich in das Wäldchen, und vertheilte die Eyer in die Nestchen. Die blauen, rothen, gelben oder bunten Eyer nahmen sich in den zierlichen Nestchen von zartem grünlichem Moose ungemein schön aus.

Nachdem die Kinder genug gegessen hatten, sagte die Frau: „Nun kommt, jetzt wollen wir nach den Nestchen sehen.“ In jedem Nestchen lagen fünf gleichfärbige Eyer, und auf Einem derselben stand ein Reim. Was da die Kinder für ein Freudengeschrey erhoben! Die Freude und der Jubel ging über alle Beschreibung. — „Rothe Eyer! Rothe Eyer!“ rief das Eine, „in meinem Nestchen sind lauter rothe Eyer.“ „Und in dem meinigen blaue!“ rief ein Anderes; „o alle so schön blau, wie jetzt der Himmel.“ „Die meinigen sind gelb,“ schrie ein Drittes, „noch viel schöner gelb, als die Schlüsselblümchen, oder der hellgelbe Schmetterling, der dort fliegt.“ „Die meinigen,“ rief das Vierte, „haben gar alle Farben!“ „O das müssen wunderschöne Hühner seyn,“ rief ein kleiner Knabe, „weil sie so schöne Eyer legen. Die möchte ich ein Mahl sehen.“

„Ey,“ sagte Martha's Schwesterchen, das Kleinste aus allen Kindern, „die Hühner legen freylich keine so schönen Eyer. Ich glaube gar, das Häschen hat sie gelegt, das aus dem Wachholderbusche heraussprang und davon lief, als ich dort das Nestchen bauen wollte.“ Und alle Kinder lachten zusammen, und sagten im Scherze, der Hase lege die bunten Eyer. Ein Scherz, der sich in manchen Gegenden bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

„O mit wie Wenigem,“ sagte die Frau, „kann man den Menschen eine große Freude machen! Wer

sollte nicht gerne geben, indem ja geben seliger ist, als empfangen! Wer doch noch ein Kind seyn könnte! Eine solche Freude empfinden unter den Erwachsenen nur diejenigen, die ihr Herz rein und schuldlos bewahrten. Nur die leben noch in dem Paradiese der Kindheit — diesem Gottesreiche schuldloser Freude."

Nun machte die Frau den Kindern wieder eine andere Unterhaltung. Manches Kind, das nur blaue Eyer bekam, hätte gerne auch ein rothes oder gelbes gehabt. Denen, mit den rothen, gelben oder bunten Eyern ging es eben so. Die Frau sagte daher den Kindern, sie sollen mit einander tauschen. Nur das Ey mit dem Sprüchlein durfte nicht vertauscht werden. Das war jetzt eine neue Freude, da jedes Kind auf diese Art Eyer von allen Farben erhielt. „Seht," sagte die Frau, „so muß man einander aushelfen. Wie es mit den Eyern hier ist, so ist es mit tausend andern Dingen. Gott theilte seine Gaben so aus, daß die Menschen einander davon wechselweise mittheilen können, und so einander Freude machen und einander lieber gewinnen sollen. Möchte doch jeder Tausch oder Kauf wie euer kleiner Eyerhandel beschaffen seyn, daß immer beyde Theile gewinnen, und keiner verliere."

Der kleine Edmund las seinen Reim. Ein Köhlerknabe war darüber voll Erstaunen; denn damahls gab es noch wenige Schulen, und mancher Erwachsene wußte kaum, daß es um das Lesen und Schreiben etwas Schönes und Nützliches sey. Der Köhlerknabe wollte nun sogleich wissen, was denn da auf seinem Ey geschrieben stehe. „O, ein unvergleichlich schönes Sprüchlein!" sagte die Frau. „Höre ein Mahl! Für Speis und Trank — dem Geber Dank!" Sie fragte die Kinder, ob sie dieses immer gethan hätten? Jetzt fiel es ihnen erst ein, Gott für die fröhliche Mahlzeit und die schönen Eyer zu danken, was sie denn nach Anleitung der Frau auch sogleich von Herzen thaten.

Nun wollte aber jedes Kind wissen, was auf seinem Ey stehe. Alle drängten sich um die Frau. Alle die kleinen Händchen, und in jedem der Händchen ein Ey, waren gegen sie ausgestreckt. Alle riefen wie mit einem Munde: „Was steht auf meinem? Was auf meinem? Wie heißt meines? O meines zuerst lesen!"

Die Frau mußte Friede machen, und die Kinder in einen Kreis stellen. Jetzt las sie in der Reihe herum ein Sprüchlein nach dem andern. Jedes Kind war voll Begierde zu wissen, wie sein Verslein heiße. Alle horchten auf die Frau, und wandten kein Auge von ihr, wenn sie wieder ein Sprüchlein las.

Die Verslein bestanden nur immer aus einigen Wörtern. Alle zusammen, sowohl auf den Eyern, die sie jetzt, als auf jenen, die sie nachher noch austheilte, waren ungefähr folgende:

Nur eins ist noth;
Kind, liebe Gott!

*

Gott sieht dich, Kind!
Drum scheu' die Sünd'.

*

Für Speis und Trank
Dem Geber Dank.

*

Ein dankbar Herz
Flammt himmelwärts.

*

Vertrau auf Gott!
Er hilft in Noth.

*

Höchst elend ist,
Wer Gott vergisst.

*

Wer Jesum ehrt,
Thut, was er lehrt.

*

Gebeth und Fleiss
Macht gut und weis'.

*

Fromm, gut und rein,
Drey Edelstein.

Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind.

*

Beym Eigensinn
Ist kein Gewinn.

*

Ein reines Herz
Erspart viel Schmerz.

*

Kind, wirst du roth,
So warnt dich Gott.

*

Wie Rosen blüht
Ein rein Gemüth.

*

Bescheidenheit
Das schönste Kleid.

*

Wer Lügen spricht,
Dem glaubt man nicht.

*

Die Heucheley
Ein faules Ey.

*

Verdientes Brot
Macht Wangen roth.

Unmässig seyn
Bringt Schmach und Pein.
*
Geiz macht ein Herz
Zu Stein und Erz.
*
Ein frommer Mann
Hilft, wo er kann.
*
Zorn, Hass und Neid
Bringt dir nur Leid.
*
Still, sanft und mild,
Ein goldner Schild.
*
Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden.

Gutseyn, nicht Gold,
Macht lieb und hold.
*
Ein gut Gewissen,
Ein sanftes Kissen.
*
Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth.
*
Zur Ewigkeit
Sey stets bereit.
*
Weltlust vergeht,
Tugend besteht.
*
Den Frommen lohnen
Dort ew'ge Kronen.

Jedes Kind gab sich alle Mühe, sein Verslein zu merken, und wiederhohlte es in der Stille immer bey sich selbst, um es nicht zu vergessen.

Die Frau fragte nun in der Reihe herum, ob Jedes sein Sprüchlein noch wisse. Hie und da mußte sie ein wenig nachhelfen; aber bald wußte jedes das seine schön und deutlich zu sagen; ja, viele merkten auch die Verse der Uebrigen. Nach und nach wußte fast jedes Kind alle Verse auswendig. Wenn man nur das erste Wort nannte, so wußten sie fast allemahl das Sprüchlein bis ans Ende zu sagen, und wenn man die erste Hälfte sagte, so wußten sie die zweyte ganz sicher. So viel auf ein Mahl, und so leicht, unter Lust und Lachen, hatten die Kinder noch nie gelernt.

Die Väter und Mütter, so wie jene Kinder, die indeß nach Hause gekommen waren und den lauten Jubel, der in das Thal hinabscholl, vernahmen, eilten herauf, zu sehen und zu hören, was es denn gebe, und waren ganz erstaunt. „So viel," sagten sie, „lernen ja die Kinder zu Hause kaum in einem halben Jahre auswendig, als hier in einer halben Stunde. Es bleibt doch wahr, Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit g'ring." — „Aber

den Kindern Lust zu machen," sagte der Müller, „das ist das Kunststückchen. Da steckt's! — Das heißt ein Mahl viel gelernt. Das ist ja eine ganze Sittenlehre für Kinder im Kleinen. Wie die Frau doch mit Kindern umzugehen weiß."

Die Frau beschenkte nun auch die übrigen Kinder mit bunten Eyern und mit Kuchen; dann sagte sie noch zu Allen: „Die gefärbten Eyer möget ihr zu Hause essen; nur die mit dem Sprüchlein müßt ihr zum Andenken aufbewahren." — „Die essen wir freylich nicht!" sagten die Kinder; „die heben wir auf. Das Sprüchlein ist ja mehr werth als das Ey." — „Das ist's wahrhaftig," sagte die Frau, „wenn ihr das befolgt, was es euch lehrt."

Sie ermahnte die Aeltern nun, die Kinder bey guter Gelegenheit an die Sprüchlein zu erinnern. Die Aeltern thaten es. Wenn ein Kind nicht sogleich auf das Wort folgen wollte, erhob der Vater den Finger und sagte: „E i n g u t e s K i n d —" und das Kind sprach: „g e h o r c h t g e s c h w i n d!" und gehorchte dann auch geschwind. Wenn ein Kind Miene machte, zu lügen, sprach die Mutter: „W e r L ü g e n s p r i c h t" — „d e m g l a u b t m a n n i c h t!" fuhr das Kind fort, erröthete, und schämte sich zu lügen. Und so brachten die Aeltern auch die übrigen Verse in Anwendung.

Die Kinder sagten noch gar oft, in ihrem Leben hätten sie keinen so vergnügten Tag gehabt. „Nun," sagte die Frau allemahl, „so thut nur fleißig, wie es in den Sprüchlein heißt, und dann gebe ich euch alle Jahr ein solches Eyerfest. Wer aber böse ist, und nicht folgt, darf nicht dazu kommen. Denn es soll nur ein Fest für gute Kinder seyn." O, wie da die Kinder im Thale so gut und so folgsam wurden!

V. Ein Paar Eyer — mehr werth, als wenn sie von Gold wären.

Unter den Zuschauern, die dem kleinen Kinderfeste beywohnten, hatte die Frau einen fremden Jüngling bemerkt, der in dem Kreise fröhlicher Menschen ganz traurig dastand. Der Jüngling mochte etwa im sechzehnten Jahre seyn. Er war nur sehr ärmlich gekleidet, allein von einem sehr edlen Aussehen und von einer blühenden unverdorbenen Gesichtsfarbe; seine schönen gelben Haare hingen bis auf die Schultern herab, und in der Hand hatte er einen langen Wanderstab.

Nachdem sich die meisten Zuschauer zerstreut hatten, fragte ihn die Frau voll Mitleids, warum er denn so traurig sey? „Ach", sprach der Jüngling, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen, mein Vater, der ein Steinhauer war, ist erst vor drey Wochen gestorben. Meiner Mutter geht es nun mit meinen zwey kleinen Geschwistern, einem Knaben und einem Mädchen, sehr hart. Mich will der Bruder meiner Mutter annehmen, und mich das Handwerk des Vaters, das er auch treibt, lehren, damit ich die Mutter erhalten und mich in der Welt fortbringen könne. Zu diesem reise ich jetzt. Ich komme schon zwanzig Stunden weit her, und habe fast noch so weit zu gehen; denn der Vetter wohnt weit hin in einer andern Gegend des Gebirges."

Die Frau wurde, besonders da ihr eigenes Schicksal jenem der armen Witwe des Steinhauers in etwas ähnlich war, sehr gerührt. Sie gab ihm Milch mit Eyern und Eyerkuchen zu essen, und schenkte ihm einiges, seine Mutter damit zu unterstützen. Edmund und Blanda hatten auch großes Mitleiden mit ihm. „Da," sagte Blanda; „bring dieses rothe Ey deinem kleinen Schwesterchen und grüße sie mir recht freundlich." — „Und," sagte Edmund, „dieses blaue Ey bringe deinem Brüderchen

zum Gruße, und sag' ihm, er soll uns ein Mahl heimsuchen! Wir wollen ihm dann auch Milchsuppe und Eyerkuchen auftischen." Die Mutter lächelte, hohlte noch ein bemahltes Ey, und sagte: „Dieses Ey da gib deiner Mutter. Das Sprüchlein darauf ist der beste Trost, den ich ihr geben kann: Vertrau auf Gott, — Er hilft in Noth! und so wird ihr das Ey kein unangenehmes Geschenk seyn; ja wenn sie das Sprüchlein befolgt, so ist es das beste Geschenk von der Welt, das man ihr nur immer machen könnte."

Der Jüngling dankte herzlich. Der Müller behielt ihn über Nacht, und am andern Morgen, da die Spitzen der Felsen, die das Thal einschlossen, sich rötheten, setzte er seinen Stab weiter, nachdem der Müller ihm noch zuvor Haberbrot und Ziegenkäse in seinen Quersack gesteckt hatte.

Fridolin, denn so hieß der Jüngling, wanderte durch das Gebirge, über hohe Felsen und durch tiefe Thäler, rüstig fort. Am Abende des dritten Tages war er nur mehr ein Paar Stunden von der Wohnung des Vetters entfernt. Aber sieh da — als er so auf schmalem Wege längs einer himmelhohen Felsenwand hinkletterte, und in die tiefe schauerliche Kluft zwischen den buschigen Felsen mit Grausen hinabschaute, erblickte er auf ein Mahl ein aufgezäumtes und gesatteltes Pferd; die Decke war schön purpurroth, und der Zügel schien lauter Gold. Das Pferd aber schaute zu ihm herauf und wieherte, als freute es sich, einen Menschen zu sehen, und als wollte es ihn mit lautem Jubel willkommen heißen.

„Alle Welt," sagte der Jüngling, „wie kommt das edle Thier in diese tiefe Schlucht hinab. Allem nach gehört es einem Ritter zu. Wenn dem Herrn, dem es angehöret, nur kein Unglück begegnet ist. Ein gesatteltes Pferd ohne Reiter an einem solchen Orte ist immer ein Anblick, über den man erschrickt.

Mir wird ganz bange; ich muß doch ein Mahl nachsehen." Er versuchte lange vergebens hinab zu klettern, wiewohl er im Bergsteigen sehr geübt war. Endlich fand er einen engen Steig zwischen den Felsen, den ein wildes Bergwasser ausgehöhlt hatte, der aber jetzt trocken lag, und kam glücklich hinunter. Da sah er einen Mann von edlem Aussehen und in ritterlicher Kleidung unter einem überhangenden Felsen liegen. Sein glänzender Helm mit dem prangenden Federbusche lag neben ihm, und der Spieß steckte darneben. Der Mann aber sah sehr blaß aus, und der Jüngling wußte nicht, ob er nur schlafe oder gar todt sey. Mitleidig ging er zu ihm hin, faßte ihn freundlich bey der Hand, und sagte: „Fehlt euch etwas, lieber Herr?"

Der Mann schlug die Augen auf, blickte den Jüngling starr an, seufzte, und versuchte zu reden. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Da deutete er mit der Hand auf den Mund, und dann auf den Helm, der neben ihm lag. Fridolin verstand, daß er trinken wolle, nahm den Helm, und ging, Wasser zu hohlen. Ein Paar graue Weidenbäume tief in einem Winkel der Schlucht verriethen ihm, daß Wasser in der Nähe seyn müsse. Er ging hin, fand feuchten Grund, wand sich eine Strecke zwischen Felsen und Gesträuchen hinauf, und sieh — da rann ein kleines Quellchen, hell wie Krystall, aus einem moosigen Felsen hervor. Fridolin füllte den Helm, und eilte dem Durstenden zu. Er trank öfter und in langen Zügen. Nach und nach kam ihm die Sprache wieder.

„Gott sey Dank!" war sein erstes Wort. „Und auch dir sey Dank, freundlicher Jüngling!" fuhr er mit heiserer Stimme fort, indem er den Kopf auf die Hand stützte. „Dich hat mir Gott zugesendet, damit ich nicht verschmachte. — Aber, wie mich jetzt hungert! Hast du nicht einen Bissen Brot bey dir?"

„O du mein Gott!" rief Fridolin, „wenn ich es nur früher gewußt hätte. Haberbrot und Ziegenkäse, die ich da im Quersacke trug, sind rein aufgezehrt. Doch halt, halt!" rief er jetzt freudig aus, „da habe ich ja noch die Eyer. Die sind eine gesunde nahrhafte Speise." Er setzte sich zu dem Manne auf den reichlich mit Moos bewachsenen Boden, langte die gefärbten Eyer hervor, machte sogleich eines von der Schale los, schnitt es mit seinem Taschenmesser, gleich Aepfelschnitzchen, in längliche Stückchen, und gab eines nach dem andern dem Manne. Der Mann aß begierig, trank dann wieder dazwischen, und aß dann wieder.

Fridolin wollte das dritte Ey auch aufklopfen, aber der Mann sagte: „Laß es gut seyn. Zu viel auf ein Mahl essen, besonders, nachdem man lange gehungert, ist nicht gut. Ich habe für jetzt genug. So hat es mir in meinem Leben noch nicht geschmeckt. Es war ein Königsmahl. Ich fühle mich, Gott sey Dank! schon kräftiger," fuhr er fort, und setzte sich vollends auf. „O wenn du nicht gekommen wärest, so wäre ich diese Nacht sicher verschmachtet.

„Aber," sagte Fridolin, indem er den hellen Panzer und die Kleidung von prächtigen Farben näher betrachtete, „wie kommt ihr, edler Ritter, mit eurem Pferde denn in diese schauerliche Schlucht herab?"

„Ich bin nur ein Edelknecht," sagte der Mann, „und reise schon mehrere Wochen in Angelegenheiten meines Herrn weit umher. Da habe ich mich in diesem waldigen Gebirge verirrt. Die Nacht überfiel mich, und auf ein Mahl stürzte ich in der Finsterniß sammt meinem Pferde den steilen Abhang dort herunter in diese Tiefe. Dem Pferde, das gut auf den Beinen ist, geschah nichts. Aber ich habe mich da an dem Fuße beschädigt, daß ich nicht mehr gehen und mich nicht einmahl mehr auf das Pferd schwingen kann. Indeß ist's ein Wunder, daß Mann und Roß nicht

sogleich zu Grunde gingen. Ich kann Gott nicht genug danken! Ich verband mir die Wunde, aber das Wundfieber setzte mir hart zu. Ich hatte mich schon darein ergeben, zwischen diesen Felsen Hungers zu sterben; da erscheinest du mir, guter Jüngling — wie ein Engel des Himmels. Sag' doch an, wie kommst du hieher in diese menschenleere, einsame Wüste?"

Fridolin erzählte, und der Mann hörte aufmerksam zu, und that dazwischen allerley Fragen. „Wunderlich," sagte er, indem er auf die Eyerschalen zeigte, die auf dem Mose umherlagen, „daß sie so schön roth und blau sind. Ich habe noch nie solche Eyer gesehen. Wie, laß mich das Ey, das noch ganz ist, und das du wieder in den Quersack stecktest, doch ein Mahl näher betrachten."

Fridolin gab's ihm, und erzählte, wie er dazu gekommen. Der Mann betrachtete das Ey sehr aufmerksam, und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Mein Gott," sagte er, „was da auf dem Ey steht, ist wohl recht wahr: Vertrau auf Gott, — Er hilft in Noth. Das habe ich jetzt erfahren. Mit heißer Inbrunst flehte ich in diesem Abgrunde zu Gott um Hülfe, und er hat mein Flehen erhört. Seine Güte sey dafür dankbar gepriesen. Gesegnet seyen die guten Kinder, die dir das Paar Eyer schenkten. O sie dachten wohl nicht, daß sie damit einem fremden Manne das Leben retten würden. Gesegnet sey die gute Frau, die auf dieses Ey hier den tröstlichen Vers schrieb."

„Du," fuhr er fort, „gib das Ey mir. Ich will es aufheben, damit ich den schönen Spruch, der sich an mir so schön bewährte, immer vor Augen haben kann. Ja meine Kinder und Kindeskinder sollen noch im Vertrauen auf Gott gestärkt werden, so oft sie das Ey erblicken, und den Spruch lesen. Vielleicht erzählen nach hundert Jahren meine Urenkel noch davon, wie wunderbar Gott ihren Urgroß-

vater durch ein Paar Eyer vom Hungertode gerettet habe. — Ich will dir für die Eyer etwas anders geben. Er zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm für jedes Ey, das er geessen hatte, ein Goldstück — für das mit dem schönen Vers aber zwey. Fridolin wollte ihm das Ey zwar nicht lassen. Der Mann aber bath so lange, bis er es ihm gab.

„Doch sieh," sagte der Mann jetzt, indem er an der Felsenwand hinauf blickte, „es will Abend werden, und die Felsen und Gesträuche da oben schimmern in der Abendsonne schon wie rothes Gold. Versuch es doch ein Mahl, mir auf das Pferd zu helfen. Der Weg, auf dem du herab kamst in diese fürchterliche Schlucht, wo die Sonne nie hinscheinet, läßt mich doch einen Ausgang hoffen."

Fridolin half ihm auf das Pferd, und führte es am Zügel. Sie kamen durch den Hohlweg mit vieler Mühe, aber dennoch glücklich hinauf. O wie sich da der Mann freute, als er die Sonne wieder erblickte, und Wald und Gebirg umher, von ihren glühendrothen Strahlen herrlich beleuchtet, sah.

„Zu meinem Vetter," sagte Fridolin, „kommen wir jetzt wohl noch. Ich gehe einen starken Schritt, und euer Pferd bleibt gewiß nicht zurück. Der Vetter wird euch mit Freuden aufnehmen; er ist ein braver Mann. Ihr findet nicht nur eine gute Nachtherberge, sondern sicher auch, bis ihr wieder hergestellt seyd, eine liebreiche Pflege."

Mit anbrechender Nacht kamen sie vor der Hütte des ehrlichen Steinhauers an. Er nahm den Edelknecht mit Freuden auf, und klopfte seinen jungen Vetter Fridolin auf die Schulter, daß er so brav und gut gehandelt habe. — Fridolin trug seine Bedenklichkeiten vor, daß er nicht Wort halten könne, seiner Mutter und seinen Geschwistern die gefärbten Eyer zu senden. „Ach was Eyer!" sagte Fridolins Vetter; „ich weiß zwar nicht, was du alles von rothen und blauen und bunten Eyern daher schwa-

tzest, oder was diese Eyer vor andern Vogeleyern, deren viele gewiß noch weit schöner und zarter bemahlt sind, Besonderes haben sollen; aber wären sie auch pures Gold, so wären sie dennoch wohl fort — da nur der brave Mann hier nicht Hungers sterben durfte, und du ein Mahl ein braver Kerl wirst. Du hast gehandelt, wie der wohlthätige Samariter — und ich will nun den Wirth machen. Aber bezahlen darfst du mir nichts," setzte er noch lächelnd hinzu. „Hörst du?"

Der Edelknecht zeigte das Ey mit dem Spruche. „Es ist wunderschön!" sagte der Vetter zu Fridolin. „Indeß laß ihm's nur; das Gold da wird deiner Mutter lieber seyn. Komm, ich will es dir auswechseln!" Der Jüngling erstaunte über die Menge Münze, die er dafür bekam, denn er hatte das Gold nicht gekannt. „Sieh," sagte der Vetter, „auch an deiner Mutter wird der Spruch wahr: Gott hilft in der Noth! Der Spruch ist mehr werth, als all' das Gold. Es ist indeß gut, daß man den Spruch auch ohne das Ey merken kann. Vergiß ihn daher dein Leben lang nicht."

Der Edelknecht blieb so lange, bis er ganz gesund war, und beschenkte, ehe er aufsaß, noch Alle im Hause reichlich.

VI. Ein Ey, das wirklich in Gold und Perlen gefaßt wird.

Den Frühling und Sommer über fiel im Thale nichts Besonders vor. Die Kohlenbrenner bauten ihr kleines Feld und gingen fleißig in den Wald, Kohlen zu brennen; ihre Weiber besorgten die Haushaltung, und zogen viele Hühner; die Kinder aber fragten sehr oft, ob es wohl nicht bald wieder Ostern sey? Doch die edle Frau war jetzt manchmahl sehr traurig. Ihr alter, treuer Diener; der sie hieher geleitet hatte,

und anfangs von Zeit zu Zeit bald größere, bald kleinere Reisen machte und ihre Geschäfte besorgte, konnte das Thal schon lange nicht mehr verlassen, denn er fing an zu kränkeln. Ja, als es Herbst ward, und die Gesträuche an den Felsen umher bereits bunte Blätter hatten, konnte er kaum mehr vor die Thüre, um sich, was er sonst so gerne that, ein wenig zu sonnen. Die Frau vergoß aus Mitleid mit dem guten alten Manne, und aus Besorgniß, ihre letzte Stütze zu verlieren, manche stille Thräne. Ach das fiel ihr sehr schwer, daß sie nun durch ihn von ihrem Vaterlande keine Nachricht mehr erhalten konnte, und in diesem abgelegenen Thale von der ganzen übrigen Welt wie abgeschieden war.

Um diese Zeit setzte aber noch ein anderes Ereigniß die gute Frau in nicht geringe Angst und Schrecken. Die Kohlenbrenner kamen eines Morgens aus dem Walde heim, und erzählten, als sie die vergangene Nacht wohlgemuth bey ihrem brennenden Kohlenhaufen gesessen wären, da seyen auf ein Mahl vier fremde Männer zu ihnen gekommen, die eiserne Kappen auf dem Kopfe und eiserne Wamse trugen, große Schwerter an der Seite und lange Spieße in der Hand führten. Sie hätten sich Dienstleute des Grafen von Schroffeneck, der mit vielen Reisigen in dem Gebirge angekommen sey, genannt, und sich auch nach Allem in der Gegend genau erkundigt. Der Müller eilte mit dieser Neuigkeit sogleich zu der Frau, die eben an dem Bette des kranken Kuno saß. Sie wurde, als der Müller den Nahmen Schroffeneck nannte, todtenbleich, und rief: „O Gott, der ist mein schrecklichster Feind! Ich glaube nicht anders, als er stellt mir nach dem Leben. Die Kohlenbrenner werden den fremden Männern meinen Aufenthalt ja doch nicht entdeckt haben?" Der Müller versicherte, so viel er wisse, sey von ihr gar nicht die Rede gewesen. Die Männer hätten sich an dem Feuer nur gewärmt, und seyen gegen Tages Anbruch

wieder weiter gegangen. Daß sie aber noch in dem Gebirge umher streiften, sey dennoch gewiß.

„Lieber Oswald!" sagte die Frau zum Müller, „ich habe, seit ihr mich in euer Haus aufnahmet, euch immer als einen gottesfürchtigen, rechtschaffenen, redlichen Mann kennen gelernt. Euch will ich daher meine ganze Geschichte anvertrauen, und die große Angst entdecken, die jetzt mein Herz erfüllt; denn auf euren guten Rath und auf euren treuen Beystand mache ich sichere Rechnung."

„Ich bin Rosalinde, eine Tochter des Herzogs von Burgund. Zwey angesehene Grafen warben um meine Hand — Hanno von Schroffeneck und Arno von Lindenburg. Hanno war der reichste und mächtigste Herr weit umher, und hatte viele Schlösser und Kriegsleute; allein er war nicht gut und edel. Arno war wohl der tapferste und edelste Ritter im Range, aber in Vergleich mit Hanno arm; denn er hatte von seinem edlen, uneigennützigen Vater nur ein einziges alterndes Schloß geerbt, und war auch gar nicht darauf bedacht, durch Gewalt mehrere an sich zu reißen. Ihm gab ich, mit Gutheißen meines Vaters, meine Hand, und brachte ihm eine schöne Strecke Landes mit mehreren festen Schlössern zum Brautschatze. Wir lebten so vergnügt, wie im Himmel."

„Hanno von Schroffeneck faßte aber einen grimmigen Haß gegen mich und meinen Gemahl, und wurde uns todtfeind. Indeß verbarg er seinen Groll, und ließ ihn nicht in öffentliche Feindseligkeiten ausbrechen. Nun mußte mein Gemahl mit dem Kaiser in den Krieg gegen die wilden heidnischen Völker ziehen. Hanno hätte den Zug auch mitmachen sollen; allein unter allerley Vorwänden wußte er seine Rüstungen zu verzögern, blieb zurück, und versprach bloß, dem Heere so bald als möglich zu folgen. Während nun mein Gemahl mit seinen Leuten an den fernen Gränzen für sein Vaterland kämpfte, und Alle genug zu

thun hatten, den übermächtigen Feind abzuhalten, brach der treulose Hanno in unser Land ein — und Niemand war, der sich ihm widersetzen konnte. Er verwüstete alles weit umher, und erstürmte ein festes Schloß nach dem andern. Mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwey lieben Kindern heimlich zu entfliehen. Mein guter alter Kuno war mein einziger Schutzengel auf dieser gefährlichen Flucht, auf der ich keinen Augenblick vor Hanno's Nachstellungen sicher war. Er führte mich in dieses Gebirg, wo ich in diesem vor aller Welt verborgenen Thale einen so ruhigen Aufenthalt fand."

„Hier wollte ich nun weilen, bis mein Gemahl aus dem Kriege zurückkommen und unser Habe dem unrechtmäßigen Besitzer wieder entreißen würde. Von Zeit zu Zeit zog Kuno aus dem Gebirge in die bewohntere Welt, Kunde von dem Kriege einzuhohlen. Allein immer kehrte er mit traurigen Nachrichten zurück. Immer noch waltete der böse Hanno in unserem Lande, immer noch dauerte der Krieg an den Gränzen mit abwechselndem Glücke fort. Nun aber ist es schon bald ein Jahr, daß mein guter Kuno krank ist, und seit der Zeit weiß ich nichts mehr von meinem theuren Vaterlande, und von meinem lieben Gemahl. Ach, vielleicht fiel er schon lange unter dem Schwerte der Feinde! Vielleicht kam Hanno, der mir mit seinen Leuten so nahe ist, meinem geheimen Aufenthalte auf die Spur — und was wird dann aus mir werden? Der Tod wäre noch das Beste, das mir begegnen könnte!" —

„O redet doch mit den Köhlern, lieber Oswald, daß sie mich ja nicht verrathen!" — „„Was verrathen!"" sagte der Müller. „„Ich stehe euch gut für Alle, Jeder gäbe sein Leben für mich. Ehe der von Schroffeneck euch etwas zu Leid thun sollte, muß er es mit uns Allen aufnehmen. Seyd daher außer Sorgen, edle Frau!"" Eben so sprachen die Kohlenbrenner, als ihnen der Müller die

Sache vortrug. „Er soll nur kommen,“ sagten sie; „dem wollen wir mit unsern Schürhaken den Weg weisen.“

Die gute Frau brachte indeß ihr Leben unter beständigen Sorgen und Aengsten zu. Sie getraute sich kaum mehr aus der Hütte, und ließ auch keines ihrer Kinder vor die Thüre. Ihr Leben war sehr betrübt und kummervoll. Da es aber in dem Gebirge wieder ruhig wurde, und man von den geharnischten Männern nichts mehr sah und hörte, wagte sie es ein Mahl, einen kleinen Spaziergang zu machen. Es war nach langem Regen gar ein schöner lieblicher Tag, spät im Herbste. Einige hundert Schritte von der Hütte war eine Art ländlicher Kapelle, welche nur aus rohen Tannenstämmen erbaut, und an der Vorderseite ganz offen war. In derselben Kapelle sah man die Flucht nach Aegypten; ein sehr liebliches Gemählde, das Kuno ein Mahl von einer seiner Wanderungen mitgebracht hatte, um die gute Frau über ihre eigene Flucht zu trösten. Hinter der Kapelle erhob sich eine hohe Felsenwand, und an der Vorderseite standen einige schöne Tannen, welche den Eingang beschatteten. Das Plätzchen hatte so etwas Stilles und Trauliches, daß man mit Wehmuth und Freude hier verweilte. Ein angenehmer Weg über grünen Rasen, zwischen mahlerischen Felsen und Gesträuchen, führte dahin. Dieß war ihr liebster Spaziergang. Sie ging — nicht ganz ohne Bangigkeit — auch dieses Mahl dahin, und kniete mit ihren Kindern einige Zeit auf dem Bethstuhle am Eingange der Kapelle. Die Aehnlichkeit ihres Schicksales mit dem der göttlichen Mutter, die auch mit ihrem Kinde in ein fremdes Land flüchten mußte, rührte sie, und manche Zähre floß von ihren Wangen. Sie bethete eine Zeit, und setzte sich dann auf die Bank. Ihre Kinder pflückten indeß an den Felsen umher Brommbeeren, freuten sich, daß jede Beere gleichsam ein kleines glän-

zendschwarzes Träubchen bilde, und entfernten sich nach und nach ziemlich weit.

Als nun die Frau so einsam da saß, — siehe, da kam ein Pilgersmann zwischen den Felsen hervor, und näherte sich der Kapelle. Er hatte, nach Art der Pilger, ein langes schwarzes Gewand an, und einen kurzen Mantel darüber. Sein Hut war mit schönfärbigen Meermuscheln geziert, und in der Hand führte er einen langen weißen Stab. Er war, wie es schien, schon sehr alt, aber doch ein stattlicher, sehr wohl aussehender Mann. Seine langen Haare, die auf beyden Seiten des Scheitels schlicht herab hingen, und sein langer Bart waren weiß wie Schneeblüthe, aber seine Wangen noch röther, als die schönsten Rosen. Die Frau erschrak, als sie den fremden Mann sah. Er grüßte sie ehrerbiethig, und fing ein Gespräch mit ihr an. Sie aber war in ihren Reden sehr vorsichtig und zurückhaltend, blickte ihn nur sehr schüchtern an, als wollte sie ihn erst ausforschen, ob sie ihm — als einem ganz Fremden — wohl auch trauen dürfte.

„Edle Frau," sagte endlich der Pilger, „habt keine Furcht vor mir. Ihr seyd mir nicht so fremd, als ihr denket. Ihr seyd Rosalinde von Burgund. Ich weiß auch gar wohl, was für ein hartes Schicksal euch zwang, zwischen diesen rauhen Felsen eine Zufluchtsstätte zu suchen. Auch euer Gemahl, von dem ihr nun schon drey Jahre getrennt seyd, ist mir recht wohl bekannt. Seit ihr hier in dieser abgelegenen Gegend wohnet, hat sich in der Welt vieles geändert. Wenn euch je noch daran liegt, von dem guten Arno von Lindenburg zu hören, und das Andenken an ihn in eurem Herzen noch nicht erloschen ist, so kann ich euch die fröhlichsten Nachrichten von ihm mittheilen. Es ist Friede! Mit Siegeskränzen geschmückt kehrte das christliche Heer zurück. Euer Gemahl hat seine geraubten Festen wieder erobert. Der Bösewicht Hanno rettete sich mit genauer

Stadtbibliothek Augsburg

Noth in dieses Gebirg, und auch aus diesem hat er sich schon weiter flüchten müssen. Der innigste Wunsch eures Gemahls ist nun, euch, seine geliebte Gemahlinn, wieder aufzufinden."

„O Gott!" rief jetzt die Frau, „welch' eine Freudenbothschaft! O wie danke ich dir, lieber Gott!" Sie sank auf die Knie, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. „Ja," sprach sie, „du guter Gott, hast meine heißen Thränen gesehen, meine stillen Seufzer vernommen, mein unaufhörliches Flehen erhört! — O Arno, Arno! daß mir doch bald der selige Augenblick würde, dich wieder zu sehen, und dir deine Kinder, die bey deiner Abreise noch ganz unmündig waren, vorzuführen, damit du nur aus ihrem Munde das erste Mahl den holden Vaternahmen vernähmest."

„Ja wohl zweifeln, du fremder Mann!" sagte sie zum Pilger, „ob ich meines Gemahls noch gedenken, ob nicht sein Andenken in meinem Herzen erloschen?" — „O meine Kinder!" rief sie jetzt ihren zwey Kleinen zu, die schüchtern in einiger Entfernung standen und den fremden Mann neugierig betrachteten — „o, kommt hieher!" Beyde Kinder kamen eilig.

„Du, Edmund," sprach sie jetzt zum Knaben, indem sie das Kind küßte und ermunterte, nicht scheu, sondern hübsch dreist zu seyn, „sage dem Manne hier das kleine Gebeth, das wir alle Morgen für den Vater bethen." Der Kleine faltete, als ob es allezeit so seyn müßte, auch wenn man es nur auswendig hersagte, andächtig die Hände, und sprach mit sichtbarer Rührung, die Augen zum Himmel gerichtet, laut und mit Ausdruck: „Lieber Vater im Himmel! Sieh auf uns zwey arme Waislein herab! Unser Vater ist im Kriege. O laß ihn nicht umkommen! O wir wollen auch recht fromm und gut seyn, damit der liebe Vater Freude habe, wenn er uns ein Mahl wieder sieht! Ach ja, erfülle unsere Bitte!"

„Und du, Blanda," sagte sie zum gelblockigen Mädchen mit den Rosenwangen, „sag, wie bethen wir Abends für den Vater, ehe wir uns schlafen legen?" Das Kind faltete eben so wie der Knabe die kleinen Händchen, schlug die blauen Augen zum Himmel auf, und bethete schüchtern mit sanfter leiser Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Ehe wir zur Ruhe gehen, flehen wir noch zu dir für unsern Vater auf der Erde. Laß ihn sanft ruhen, und dein Engel beschütze ihn vor feindlichem Ueberfalle. Schenke auch der lieben Mutter sanften Schlaf, damit sie ihres tiefen Kummers ein wenig vergesse. Oder wenn du ihr auch den süßen Schlaf entziehen willst, so laß ihn auf die Augenlieder des Vaters sanft herabsinken. O möchte dieser Abend der letzte unsrer traurigen Trennung seyn — möchte bald der frohe Morgen jenes Tages anbrechen, an dem wir ihn wieder sehen."

„Amen, Amen!" sagte die Mutter, indem sie die Hände faltete, und weinend zum Himmel aufblickte. — — Jetzt fing der Pilger mit einem Mahl an laut zu weinen. In einem Augenblick hatte er die Verkleidung — Haare und Bart, Pilgermantel und Pilgerrock hinweg geworfen — und stand nun in prächtiger ritterlicher Tracht in Gold und Purpur, in jugendlicher Schönheit, voll Kraft und Leben da; er breitete seine Arme weit gegen Frau und Kinder aus, und rief mit lauter, tiefgerührter Stimme: „O Rosalinde, meine Gemahlinn! — o Edmund und Blanda, meine liebsten Kinder!"

Die Frau war vom plötzlichen Freudenschrecken ganz betäubt. Die Kinder, die bey dem lauten Weinen des Pilgers eben zu ihrer Mutter aufgeblickt hatten, als wollten sie um Hülfe für den Mann flehen, schauten, als sie jetzt ihren Nahmen hörten, um, und erschraken über das Wunder, das sie zu sehen glaubten; denn sie meinten, da die Mutter ihnen öfters aus der Legende erzählt hatte, nicht an-

ders, als der Greis habe sich mit einem Mahle in einen schönen Jüngling des Himmels — in einen Engel verwandelt; so schön kam ihnen ihr Vater vor. Denn wirklich war er auch der schönste Mann unter dem ganzen christlichen Heere. „O wie entzückt waren sie, als die Mutter ihnen nun sagte, der schöne Herr sey ihr lieber Vater, von dem sie ihnen so oft erzählt habe. Vater, Mutter und Kinder fühlten sich so glücklich, als wären sie schon im Himmel, und ein Paar Stunden verschwanden ihnen wie ein Paar Augenblicke.

Rosalinde hatte aus den Reden ihres Gemahls vernommen, daß er unter starker Bedeckung spornstreichs hieher geritten sey, um sie hier abzuhohlen; daß er aber wegen der steilen gefährlichen Felsenwege sein Gefolge von Rittern zurückgelassen habe, und in Pilgertracht, derer sich die Vornehmen damahls oft bedienten, wenn sie unbekannt reisen wollten, zu Fuße vorausgeeilt sey, um schneller bey ihr zu seyn, sich unter dieser fremden Gestalt von ihrem Wohlbefinden und von dem Wohlverhalten seiner Kinder zu überzeugen, und sie auf seinen Empfang vorzubereiten. Rosalinde fragte, wie es gekommen sey, daß er ihren Aufenthalt so sicher erfahren habe.

„O Rosalinde!" sagte er, „unser Wiedersehen ist die Frucht deiner Wohlthätigkeit gegen die armen Leute, besonders gegen die Kinder in diesem Thale. Darum hat Gott deinen Kindern den Vater wieder geschenkt. Ohne diese deine wohlthätigen Gesinnungen hätten wir uns nicht so bald, ach vielleicht gar nicht mehr gesehen! Denn überall warest du von unsern Feinden umgeben, und leicht hättest du in ihre Hände fallen können. Erst, nachdem ich mit meinen Leuten im Gebirge angekommen war, entfloh Hanno mit den Seinigen über alle Berge. Sieh da," sprach er, und zeigte ihr das gefärbte Ey mit dem Spruche: „V e r t r a u' a u f G o t t, E r h i l f t i n N o t h. Dieses Ey ward in der Hand Gottes das

Mittel, uns wieder zu vereinigen. Ich hatte lange Zeit her Leute ohne Zahl ausgesendet, dich zu suchen — aber immer vergebens. Da kam ein Mahl Eckbert, einer meiner Edelknechte, den ich schon für verloren hielt, weil er mir gar lange ausblieb, von einem Ritte zurück. Er war in einen Abgrund gestürzt, und wäre da bald verhungert. Ein fremder Jüngling rettete ihn mit einem Paar Eyern vom Hungertode, und ließ ihm noch obendrein dieses Ey mit dem schönen Spruche zum Andenken an seine Rettung. Eckbert zeigte mir das Ey; aber, lieber Himmel, wie erstaunte ich! Auf den ersten Blick erkannte ich deine Hand. Augenblicklich saßen wir auf, und ritten dem großen Marmorbruche zu, in dem der gute Jüngling arbeitete. Dieser zeigte mir den Weg hieher. Hättest du den schönen, freundlichen Gedanken nicht gehabt, den Kindern mit den bunten Eyern ein Fest zu machen; hättest du bey den lieblichen Wohlthaten nicht auch auf den Geist so schön Bedacht genommen, und die schönen Denkreime nicht auf die Eyer geschrieben; wäret ihr alle — du mein lieber kleiner Edmund da, und du meine kleine holde Blanda hier, gegen einen fremden Jüngling nicht so wohlthätig gewesen: o so wäre uns der heutige Freudentag nicht geworden. Auf jeder milden Gabe — sie sey auch noch so klein — ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. Sie ist ein Samenkorn, das reichliche Früchte trägt. Unter Gottes Leitung bringt sie uns oft auf Erden schon großes Heil. Merkt euch das euer Leben lang, ihr lieben Kinder! Gebt den Armen gerne, sucht Andern einen frohen Tag zu machen, gleicht eurer Mutter! Helft Andern aus der Noth, und euch wird auch geholfen werden! Erbarmet euch, und ihr werdet auch Erbarmen finden. Freudig werdet ihr dann auf Gott vertrauen können, und die felsenfeste Wahrheit auf der zerbrechlichen Eyerschale da, die heute

so schön in Erfüllung ging, wird auch fernerhin an euch herrlich in Erfüllung gehen. Er wird euch nie ohne Hülfe lassen. — Dieß seht ihr aus dieser Geschichte. In Gold und Perlen werde ich deßhalb dieses Ey fassen, und zum steten Andenken in unserer Burgkapelle am Altare aufhängen."

Indeß war es Abend geworden, und schon glänzte hier und da ein Sternlein am klaren Himmel. Graf Arno ging, mit seiner Gemahlinn am Arme, ihrer ländlichen Wohnung zu, und die zwey Kleinen gingen voraus. Hier erwartete sie neue Freude. Der Edelknecht und Fridolin, sein Erretter, waren hier, und hatten sich indeß mit Kuno unterhalten, den die Nachricht von der Ankunft seines geliebten Herrn schon fast gesund gemacht hatte. Der gute Jüngling Fridolin, dem die Gräfinn die Eyer geschenkt hatte, kam zuerst herbey, und begrüßte sie und die Kinder als alte Bekannte auf das Freundlichste und Freudigste. Dann trat Eckbert, der Edelknecht, den die Eyer vom Hungertode gerettet hatten, ehrerbiethig herbey und sagte: „Laßt mich, theure Gräfinn, die wohlthätige Hand küssen, die mir unter Gottes Leitung das Leben rettete." Den braven Kuno umarmte der Graf als seinen treuesten Diener, und auch dem wackern Müller, der festlich geputzt in seinem hellblauen Sonntagsrocke dastand, schüttelte er mit dankbarer Rührung treuherzig die Hand. Sie speisten den Abend alle zusammen, und waren von Herzen fröhlich und vergnügt.

Am andern Morgen aber war großer Jubel im ganzen Thale. Die Nachricht, der Gemahl der guten Frau, ein vornehmer — vornehmer Herr, sey angekommen, setzte alles in Bewegung. Groß und Klein kam herauf, ihn zu sehen, und die kleine Hütte ward ganz von Leuten umringt. Der Graf trat mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern heraus, grüßte die Leute auf das Liebreichste, und dankte ihnen für alles Gute, das sie seiner Gemahlinn und

seinen Kindern erwiesen hatten. „O, nicht wir sind ihre Wohlthäter," sagten die Leute mit Thränen in den Augen, „sie ist unsere größte Wohlthäterinn!"

Der Graf unterhielt sich lange mit den guten Leuten, und sprach mit einem Jeden aus ihnen, und alle waren über seine Freundlichkeit entzückt. Indeß hatte das Gefolge des Grafen, mit Hülfe einiger Kohlenbrenner, einen Weg in das Thal gefunden. Unter dem Klange der Trompeten kamen mehrere Ritter und eine Menge Knappen zu Pferd und zu Fuß zwischen zwey waldigen Bergen hervor; sie zogen in das Thal herein, und ihre Helme und Spieße leuchteten im Glanze der Sonne wie Blitze. Alle begrüßten ihre wiedergefundene Gebietherinn mit hoher Freude — und ihr Freudenruf hallte rings von den Felsen zurück.

Graf Arno blieb noch ein Paar Tage hier; am Abende, bevor er mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern, mit Kuno und dem übrigen Gefolge abreiste, gab er noch allen Bewohnern des Thales eine große Mahlzeit. Der Müller und die Köhler saßen zwischen Rittern und Knappen, und die Tafel sah sehr bunt aus. Am Ende der Mahlzeit beschenkte der Graf seine ländlichen Gäste, vorzüglich den Müller, noch sehr reichlich. Martha blieb in den Diensten der Gräfinn. Für die Mutter und Geschwister des guten Jünglings Fridolin sorgte er noch ganz besonders. Zu den Kindern der Köhler aber sagte er: „Für euch, ihr lieben Kleinen, will ich, zum Andenken an den Aufenthalt meiner Gemahlinn unter so guten Leuten, eine kleine Stiftung machen. Jedes Jahr sollen auf Ostern allen Kindern Eyer von allen Farben ausgetheilt werden." — „Und ich," sprach die gute Gräfinn, „will diesen Gebrauch in unserer ganzen Grafschaft einführen, und auch dort, zum Andenken meiner Befreyung, alle Jahre auf Ostern gefärbte Eyer unter die Kinder austheilen lassen." Dieß geschah auch. Die Eyer nannte man Ostereyer, und

die schöne Sitte verbreitete sich nach und nach durch das ganze Land.

Die Leute an andern Orten, die den Gebrauch nachmachten, sagten: „Die Erlösung der guten Gräfinn aus ihrem Felsenthale, und jenes Edelknechtes aus dem Abgrunde und vom nahen Tode, geht uns zwar nicht so nahe an, ihr Andenken jährlich zu feyern. Die bunten Eyer sollen daher unsere Kinder an eine größere, herrlichere Erlösung erinnern, die uns sehr nahe angeht — an unsere Erlösung von Sünde, Elend und Tod, durch denjenigen, der vom Tode auferstand. Das Osterfest ist das rechte Erlösungsfest — und die Freude, die wir da den Kindern machen, ist ganz dem Sinne des Erlösers gemäß. Die Liebe, die gerne Groß und Klein erfreut, ist ja die Summe seiner heiligen Religion, und das schönste Kennzeichen seiner wahren Verehrung. Ja, die Sitte, den Kindern Eyer zu schenken, kann auch den Aeltern und allen Menschen eine schöne Erinnerung an die Vaterliebe Gottes gegen uns Menschen, gleichsam ein Pfand der wohlwollenden Gesinnungen seines treuen Vaterherzens seyn. Denn der Mund der Wahrheit hat es ja selbst gesagt: Wo ist unter euch ein Vater, der seinem Sohne, welcher ihn um ein Ey bittet, einen Scorpion geben könnte? Wenn nun ihr euern Kindern gute Gaben zu geben wißt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die ihn darum bitten — (die besten aller Gaben) den guten Geist geben?"

Das verlorne Kind.

August. Das sind Buchnüßchen.

Ant. Leitner sc.

Das [illegible] Buch.

Das verlorne Kind.

*

Wenn Hülfe nicht mehr helfen kann,
Die nur die Welt erzeiget;
So hilft, der ewig helfen kann,
Der Schöpfer selbst, und neiget
Sein Vaterangesicht uns zu!
Denn außer ihm, war keine Ruh',
War keine Ruh' zu finden.

Klopstock.

I. Der doppelte Verlust.

Herr! dein Wille geschehe.

Die arme Fischerinn Theodore lebte in einer einsamen Hütte des Waldes, nicht weit von dem Ufer der Donau. Ihr Mann war vor Kurzem in der schönsten Blüthe seines Lebens gestorben. Ihr einziger Trost in ihrem frühen Witwenstande war ihr einziges Kind, ein holder, schöner Knabe von etwa fünf Jahren, der August hieß. Ihn fromm und gut zu erziehen, war ihre größte Angelegenheit; ihm die väterliche Hütte mit dem Fischerrecht zu erhalten, ihre beständige Sorge. Den Fischfang hatte sie für jetzt freylich aufgeben müssen, und die Fischergeräthe ihres seligen Mannes, die ungebraucht an der Wand hingen, und sein Fischerkahn, der umgestürzt neben der Hütte ruhte, waren ihr ein schmerzlicher Anblick. Indeß verdiente sie immer Einiges mit Netzstricken, worin sie sehr geschickt war, und oft um Mitternacht, wenn der kleine August längst schlief, arbeitete sie noch unermüdet für ihn.

Der Kleine hatte aber auch keinen andern Sinn und Gedanken, als seiner Mutter Freude zu machen. Die gute Mutter weinte bey jeder Gelegenheit, die sie an ihren seligen Mann erinnerte, und August war immer darauf bedacht, sie nach seiner Art zu trösten. Einige Tage nach dem Tode ihres geliebten Mannes kam ihr Bruder, ein Fischer aus dem nächsten Dorfe, in die Stube, und brachte ihr einen Fisch zum Geschenke. Theodore

betrachtete den schönen Spiegelkarpfen, und fing an zu weinen. „Ach," sagte sie, „ich hätte nicht gedacht, daß noch ein Mahl ein so schöner Fisch in meine Hütte kommen sollte!" Da sprach der kleine August: „„Weine nicht, Mutter; wenn ich ein Mahl groß bin, fange ich dir Fische genug."" Die trauernde Mutter lächelte wieder, und sagte: „Ja, August, ich hoffe, du sollst ein Mahl der Trost meines Alters seyn. Werde ein so guter, rechtschaffener Mann, wie es dein Vater war, und ich werde dann die glücklichste Mutter seyn."

Ein Mahl an einem schönen Herbsttage strickte Theodore vom frühen Morgen an sehr emsig an einem großen Netze, mit dem sie heute fertig zu werden dachte. August sammelte indessen im Walde umher Buchnüsse, aus denen die Mutter Oehl pressen lassen wollte, um in den langen Winternächten bey ihrer Netzstrickerey ein wohlfeiles Oehllicht zu haben. Der kleine August freute sich alle Mahl herzlich, wenn er sein kleines, länglich tiefes Armkörbchen der Mutter wieder aufgehäuft voll Buchenfrüchte bringen konnte. Die Mutter lobte ihn dann alle Mahl, um ihn noch mehr zum Fleiße zu ermuntern, und ihn früh zu einem arbeitsamen Leben zu gewöhnen. Jetzt wurde es aber bald Mittag, und der Kleine war hungrig und müde. Endlich läutete man in dem nächsten Dörflein die Mittagsglocke, und die Mutter rief zum Essen. Sie hatte das kleine Mittagsmahl, eine Schüssel mit in Milch gebrocktem Brote, unter den schönen Buchbaum heraus gebracht, der nicht weit von der Hütte auf einem freyen grünen Platze des Waldes stand.

Nachdem die Schüssel geleert war, sagte die Mutter zu August: „Nun lege dich hier in den Schatten des Baumes nieder, und schlafe ein wenig. Ich gehe indeß an meine Arbeit, und komme dann zu rechter Zeit schon wieder, dich zu wecken. So, schlaf wohl!" rief sie, indem sie noch ein Mahl umblickte,

und dann mit dem leeren Geschirre in die Hütte ging. Sie sah über eine Weile wieder nach. Der Kleine war auf dem grünen Rasen eingeschlafen; sein lockiges Köpfchen ruhte auf dem einen Arme, und mit dem andern umschlang er das niedliche Körbchen. Er lächelte im Schlafe, und sein Angesicht und die rothe Wange war von dem wankenden Buchlaube lieblich beschattet.

Sie eilte wieder zu ihrem Netze und strickte eifrig fort, bis es vollends fertig war. Ueber der Arbeit waren ihr ein Paar Stunden wie ein Paar Augenblicke verflossen. Sie wollte nun den kleinen August wecken; allein sie fand ihn nicht mehr unter dem Baume. „Das fleißige Kind ist mit seinem Körbchen schon wieder bey der Arbeit!" sagte sie freudig. Ach, sie ahnete nicht, was für ein Jammer auf sie warte! Sie ging wieder und breitete das Netz auf dem grünen Rasen aus. Sie fand hie und da noch etwas daran auszubessern, und so verfloß wieder eine gute Weile. Als aber der Knabe mit seinem Körbchen noch immer nicht kam, wurde sie um ihn besorgt. Sie suchte ihn im ganzen Walde, der etwa eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit war; allein nirgends fand sie ihn. Sie rief wohl hundert Mahl: „August! August!" Allein sie vernahm keine Antwort.

Es wurde ihr nun sehr bange; sie fühlte eine wahre Todesangst. „Sollte er," sprach sie, „meiner Warnung, die ich ihm so oft und so ernstlich wiederhohlte, vergessen, und sich an das Wasser gewagt haben!" Sie zitterte schon bey dem Gedanken, und lief an den Fluß. Auch da ward sie nichts von ihm gewahr. Nun eilte sie weinend und wehklagend in das Dorf. Eine Menge Leute versammelte sich um die jammernde Mutter. Alle hatten Mitleid mit ihr, besonders ihr Bruder; kein Mensch aber wußte etwas von dem Kinde. Indeß beschloß die ganze Schaar einmüthig, das Kind zu suchen. Einige begaben sich

in den Wald, Andere in die umliegende Gegend, wieder Andere an den Fluß, den Knaben aufzusuchen. Die Nacht brach ein, und nirgends hatte man eine Spur von ihm erblickt.

„Wenn er in der Donau ertrunken ist," sagte einer der Fischer aus dem Dorfe, „so finden wir die Leiche gewiß. Wir kennen ja den Zug des Wassers. Dort unten auf dem Kiesgrunde, wo der große Weidenbaum steht, wirft es ihn sicher wieder aus."

Die Mutter schauderte über diese Rede zusammen, kehrte trostlos in ihre Hütte zurück, und weinend durchwachte sie da einsam die ganze Nacht. Sobald sich die Morgenhelle zeigte, eilte sie an den Fluß, die Leiche ihres geliebten Kindes vielleicht dort zu finden. Ja mehrere Tage, mehrere Wochen ging sie alle Morgen und Abende mit erschrockenem Herzen dahin, und wanderte jammernd am Strome bald aufwärts, bald abwärts. Die Fischer, die in der Morgendämmerung auf dem Flusse an ihr Tagwerk fuhren, oder am späten Abende davon zurück kehrten, sahen sie oft so wandeln und die Hände mehrmahls zum Himmel erheben, und wurden alle herzlich betrübt."

So verging eine geraume Zeit; die Leiche kam aber nicht zum Vorschein; die Mutter sah und hörte nichts mehr von dem Kinde. Sie war immer unaussprechlich betrübt. „In so kurzer Zeit," sprach sie, „meinen guten Mann und mein so liebes Kind zu verlieren — ach, das ist zu hart! Wenn ich nicht dächte, Gott habe es so geschehen lassen, ich müßte verzweifeln." Sie machte sich oft selbst die bittersten Vorwürfe. „Ich hätte besser auf das Kind Acht geben sollen!" rief sie weinend und die Hände ringend. „O ihr Mütter," sagte sie zu den Weibern des Dorfes, die sie trösten wollten, „spiegelt euch an mir und seyd vorsichtiger!"

Die arme Theodore sah vor Kummer nach und nach so blaß aus, wie eine Leiche, und schwand da=

hin, wie ein Schatten. Als sie in ihrer schwarzen Kleidung, die sie noch ihres verstorbenen Mannes wegen trug, einige Wochen nach dem Verluste des Kindes, am Sonntage in die Kirche kam, sagten die Leute zu einander: „Die arme Dore! Sie folgt ihrem Manne und Kinde gewiß bald nach in das Grab."

Der Pfarrer des Dorfes, ein sehr würdiger Greis, der an den Schicksalen seiner Pfarrkinder den herzlichsten Antheil nahm, hatte sie schon einige Mahle in ihrer Hütte besucht und sie getröstet; allein, als er sie dieses Mahl in der Kirche sah, war ihm ihr blasses, tiefbetrübtes Angesicht recht aufgefallen. Er ließ sie nach dem Gottesdienste rufen. Als sie in das Zimmer trat, saß der gute Greis, seine schneeweißen Haare mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt, an seinem Pulte, und schrieb eben etwas in das Pfarrbuch ein. Er grüßte sie freundlich und sagte: „Wartet nur ein klein wenig, ich bin den Augenblick fertig." Theodore betrachtete indeß ein kleines Gemählde, das in einem runden, schön vergoldeten Rähmchen an der Wand hing. Sie wurde davon sehr gerührt, und die Thränen flossen ihr über die Wangen.

„Nun," sprach der Pfarrer, indem er die Feder ausspritzte und aufstand, „gefällt euch das Bild?" — „Ach ja," sagte Theodore; „es ist sehr anmuthig. Mir kommt das Weinen, indem ich es ansehe."

„Wißt ihr auch, wen es vorstellt?" fragte der Pfarrer weiter. „O ja wohl," sagte Theodore, „es ist ein Muttergottesbild. Ich habe die schmerzvolle Mutter, wie sie den Tod ihres lieben Sohnes beweint, noch nie so schön gemahlt gesehen."

„Nun," sprach der Pfarrer, „eben sie ist das schönste und trostreichste Beyspiel für euch. Betrachtet deßhalb dieses ihr Bildniß nur recht! Seht, das Schwert in ihrer Brust ist ein Sinnbild des tiefsten Schmerzens, der ihr bey dem blutigen Tode ihres göttlichen Sohnes, nach Simeons Weissagung,

gleichsam das Herz durchbohrte. Ihre Augen voll Thränen, die sie, so wie die fest zusammen gepreßten Hände, zum Himmel erhebt, zeigen von ihrer Andacht und von ihrem Vertrauen auf Gott. Die goldenen Strahlen aber, die um ihr Haupt glänzen, bedeuten ihre Verherrlichung im Himmel, zu der sie durch ihre Geduld im Leiden und ihre Ergebung in den göttlichen Willen gelangte."

„Gute Theodore!" fuhr er fort, „ihr habt viel verloren — euren Mann und euer Kind! Ein zweyschneidiges Schwert hat auch euer Herz durchbohrt. Allein blickt, wie Maria, zum Himmel auf! Ergebt euch in Gottes Willen! Vertraut auf ihn! Bethet um Trost, um Kraft von Oben. Ihr wißt ja, Maria stand aufrecht unter dem Kreuze. Der Glaube, mit dem sie bey der Freudenbothschaft des Engels sprach: Sieh, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach seinem Willen! — erfüllte auch jetzt, in ihrer tiefsten Trauer, ihr Herz und ließ sie nicht sinken. Nur der Glaube, daß Gott Alles recht mache, daß gerade dieß, was er geschehen läßt, das allerbeste sey, kann auch euch aufrecht halten, daß ihr dem Schmerze nicht unterliegt. Vergeßt daher das schöne große Ziel aller unsrer Leiden nicht. Die Leiden dieser Zeit sind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden. Durch Leiden wird die Tugend vollendet! bald vorüber gehende Leiden führen zu ewigen Freuden. Selbst Christus mußte durch Leiden in seine Herrlichkeit eingehen; auf diesem Wege folgte ihm Maria — und so gibt es auch für uns keinen andern Weg zum Himmel."

Theodore hörte ihm sehr gerührt zu, und fand an dem schönen Bilde ein großes Wohlgefallen. Sie konnte es nicht genug betrachten. „Ich will dem Beyspiele der schmerzvollen Mutter folgen," sagte sie; „ich will zum Himmel aufblicken — bethen — glauben, und mit ihr sagen: Herr, dein Wille geschehe."

„Gut," sagte der Pfarrer; „das ist recht, das

freut mich!" Dem edlen Manne war nichts zu kostbar, eine trauernde Seele zu trösten. Er nahm das schöne Bildniß von der Wand, gab es der armen Fischerinn und sprach: „Damit ihr euren schönen Vorsatz nicht vergesset und ihn halten möget, so nehmt das Bild mit nach Hause; ich schenke es euch. Wenn euch das Herz wieder zu bluten anfängt, und ihr darin gleichsam das zweyschneidige Schwert fühlet, so werft einen Blick auf das Bild — erneuert euren Vorsatz — und die Wunde wird mit Gottes Hülfe nach und nach heilen, und droben im Himmel wartet dann euer auch eine herrliche Krone."

Theodore folgte der Ermahnung des guten Pfarrers, und ihr Schmerz wurde um Vieles milder. Nur wenn sie an dem Baume vorbey kam, unter dem sie ihren August das letzte Mahl gesehen hatte, ging ihr allemahl ein Stich durch das Herz. Da kam ihr denn ein Mahl der Gedanke, eine Vertiefung in den Baumstamm hinein zu schneiden, und das schöne Bild hinein zu setzen. „Der Baum," sagte sie, „macht mich immer auf's Neue traurig; dann aber werde ich hier auch immer neuen Trost finden." — „Ach," seufzte sie, „andere Mütter setzen ihren verstorbenen Kindern auf dem Gottesacker ein kleines Denkmahl; der Baum mag dann das Denkmahl meines lieben August's seyn."

Sie sagte dem guten alten Pfarrer von ihrem Einfalle, und er hatte nichts dagegen. „Wenn euch das Trost bringt," sagte er, „so thut es immerhin." Sie schnitt nun mit vieler Mühe eine runde Vertiefung, etwa so groß wie eine Fensterscheibe, in den Baumstamm, fügte das Bild hinein — und wenn sie nun an dem Baume vorbey kam und ihr das Herz schwer wurde, blickte sie auf das schöne Bild und sagte: „Auch ich will eine Dienstmagd des Herrn seyn, wie Maria; auch mir geschehe nach seinem Willen!" — und ihr ward allemahl leichter um das Herz.

II. Das schwimmende Haus.

Die Pflegeältern.

(Hiezu gehört das Kupfer.)

Indessen die trauernde Mutter ihren lieben August als todt beweinte, hatte der kleine, wenige Monathe mehr als fünfjährige Knabe einen Weg von mehr als hundert Stunden zurück gelegt, war in der großen Kaiserstadt Wien angekommen, lebte da frisch und gesund in einem prächtigen Hause, das einem Pallaste glich, war so schön und zierlich gekleidet, als wäre er von adelicher Geburt, und wurde — was noch mehr war als alles dieses — auf das sorgfältigste erzogen, und von den besten Lehrern in allem Guten und Nützlichen unterrichtet. Diese wunderbare Veränderung ergab sich auf eine sehr einfache Art.

Nachdem August dort unter der Buche erwacht war und sich die Augen ausgerieben hatte, suchte er sogleich wieder im Walde nach Buchnüssen, und hatte sein Körbchen bald wieder über die Hälfte gefüllt. Allein jetzt traf er lange keinen Buchbaum mehr an, und kam zuletzt, auf der Seite gegen den Fluß hin, aus dem Walde heraus. Da lag ein großes Schiff an dem Ufer. Man hatte hier nur angelegt, um noch auf einige Reisende zu warten, die mitfahren wollten. Die Schiffsgesellschaft, die aus mehreren, theils reichen, theils armen Familien bestand, war an das Land gestiegen. Die Aeltern gingen auf dem schönen grünen Rasen am Ufer auf und ab, sich eine kleine Bewegung zu machen; ihre Kinder suchten indeß auf einem Kiesplatze am Wasser bunte Steinchen, da erblickten sie den kleinen August, und kamen herbey, zu sehen, was er in seinem Weidenkörbchen habe. Die netten braunen Buchfrüchte, die sie noch nicht kannten, gefielen ihnen. „Das sind sonderbare Baumfrüchte," sagte die kleine Antonie, ein liebliches Kind, etwas jünger als August, und

zierlich wie ein Fräulein gekleidet. Solche kleine dreyeckige Kastanien habe ich noch nie gesehen." — „Nein," sagte August, „das sind keine so seltsamen Dinger, wie du meinest. Das sind Buchnüßchen, und man kann sie essen." Er theilte mit vollen Händchen den Kindern davon aus, und es entstand ein großer Jubel unter ihnen. So viele fröhliche Kinder beysammen zu finden, machte dem guten August die größte Freude. Dieses Glück war ihm gar noch nie begegnet; denn nur selten hatte er ein Kind aus dem Dorfe zu sehen bekommen. Er gesellte sich zu den Kindern, und sie theilten mit ihm, was sie eben hatten, Birnen und Pflaumen.

August war nun sehr begierig, das Schiff näher zu besehen. Es war das erste große Schiff, das er in der Nähe erblickte. Das schwimmende Haus darauf, größer als seiner Mutter Hütte, kam ihm sehr wunderbar vor. Die Kinder nahmen ihn mit in das Schiff. Antonie führte ihn in das tapezirte Zimmer, das für eine vornehmere Reisegesellschaft bestimmt war. „Ey," rief August erstaunt, „in diesem Hause ist eine schönere Stube, als bey mir daheim!" Antonie und seine übrigen neuen Gespielen zeigten ihm nun ihre Spielsachen. August war über den Anblick all der Herrlichkeiten entzückt, und dachte nicht mehr an das Heimgehen. Indeß stieß das Schiff, ohne daß August in der Schiffsstube etwas davon merkte, vom Lande, und schwamm majestätisch den Strom hinab.

Niemand auf dem Schiffe hatte dem Knaben eine sonderliche Acht gegeben. Die Reisenden, die sich schon früher auf dem Schiffe befanden, glaubten, er gehöre den Leuten, die erst neu angekommen waren; die Neuangekommenen aber meinten, er gehöre zur frühern Reisegesellschaft. Erst gegen Abend, als August anfing laut zu weinen, und zu seiner Mutter verlangte — bemerkten die Leute, daß sich ein fremdes Kind auf dem Schiffe befinde. Sie erstaunten nicht

wenig, und es entstand kein geringer Aufruhr auf dem Schiffe. Einige jammerten und bedauerten Mutter und Kind; Andere lachten über den ungebethenen kleinen Reisegesellschafter; die Schiffsknechte aber zankten und drohten, den Knaben in das Wasser zu werfen.

Jetzt kam der Schiffer herbey und nahm den Knaben in das Verhör. „Sag' ein Mahl, Kleiner," fing der ernste, dicke Mann an, „aus welcher Stadt oder aus welchem Dorfe bist du?" — „Ich bin aus keiner Stadt und aus keinem Dorfe!" sagte August. — „Das ist seltsam," sprach der Schiffer; „irgendwo wirst du doch zu Hause seyn." — „Mein Haus," antwortete August, „stehet im Walde, nicht weit vom Dorfe." — „Nun gut," sprach der Schiffer; „wie heißt aber das Dorf?" — „Ha," sagte August, „das Dorf heißt halt — das Dorf. Meine Mutter nannte es nie anders. Jetzt läutet man im Dorfe zu Mittag, sagte sie, oder Morgen gehe ich mit dir in das Dorf und kaufe Brot." — „Wie heißen denn deine Aeltern?" fragte der Schiffer verdrießlich. „Mein Vater," antwortete August, „ist schon gestorben, und meine Mutter heißt man die Fischersdore." — „Also, Theodore heißt sie mit dem Vornahmen," sprach der Schiffer; „wie heißt sie aber mit dem Zunahmen?" — „Sie hat keinen andern Nahmen, als Dore," sagte der Kleine; „sie hat auch oft gesagt, man dürfe den Leuten keine andern Nahmen geben; denn das seyen Schimpfnahmen." — Der Schiffer sah wohl, von dem unerfahrnen Kinde, das noch nicht einmahl einen Begriff von einem Zunahmen hatte, sey wenig Auskunft zu erhalten. Er wurde sehr unwillig und rief: „Ich wollte, der Kukuk hätte dich wo anders hingeführt, als auf mein Schiff." — Der gute Kleine, dem noch die Augen voll Thränen standen, antwortete ganz treuherzig und ohne alles Arg: „Der Kukuk hat mich nicht hieher geführt. Ich habe ihn gar noch nie gesehen; aber im Frühlinge hab ich ihn öfter gehört."

Alle im Schiffe lachten; der Schiffer aber war in großer Verlegenheit. Denn zum Unglücke floß hier die Donau eben durch eine unbewohnte, waldige Gegend, und weit und breit sah man keinen Ort. Späterhin, da die Sonne bereits untergegangen war, erblickte man endlich einen fernen Kirchthurm. Der Schiffer wollte das Kind dorthin bringen, damit man es der Mutter zurückstelle. Allein Herr Wahl, Antoniens Vater, gab dieses nicht zu. Er war ein reicher Kaufmann, der mehrere Kisten voll Geld und Kostbarkeiten mit sich führte, und sich, so wie die übrigen Leute auf dem Schiffe, vor dem Feinde flüchtete; denn damahls wurde Deutschland eben durch den dreyßigjährigen Krieg verheert.

„Ich wünsche zwar herzlich," sprach Herr Wahl, „daß die bekümmerte Mutter ihr liebes Kind unverzüglich wieder zurück erhalte; allein in diesem Augenblicke kann dieses nun einmahl nicht seyn! Der Feind ist im Anzuge, und nähert sich dem Donaustrome; ein Aufenthalt von einigen Stunden würde uns der Gefahr aussetzen, dem Feinde in die Hände zu fallen und alles das Unsrige zu verlieren. Fahrt in Gottes Nahmen weiter."

Herr Wahl, der sehr in Sorgen war, bestand sogar darauf, die Schiffer sollten, weil der Vollmond eben aufging, die ganze Nacht hindurch fahren. Diese aber sagten, das sey gegen ihren Gebrauch. Allein, da er dem Schiffer und den Schiffsknechten viel Geld versprach, so willigten sie endlich ein, und fuhren bey dem hellen klaren Mondscheine die ganze Nacht hindurch.

Als die Sonne aufging, kam man an einem kleinen Dorfe vorbey, das nahe am Flusse lag. Der Schiffer ersuchte nun die Bauern, das Kind zu übernehmen, sich in jener Gegend, aus der es her war, nach dem Wohnorte und der Mutter desselben zu erkundigen, es der Mutter zu übergeben, und so an Mutter und Kind ein Werk der Barmherzigkeit zu

thun. Allein die Bauern sagten: „Wer weiß, wem das Kind gehört; es könnte leicht geschehen, daß wir es nicht mehr los würden und es auferziehen müßten. Wir haben bey diesen harten Zeiten der Armen ohnehin mehr als genug. Wir wollen uns keine neue Last aufbürden.“

Bald darauf erblickte man wieder ein Dorf, zur andern Seite des Stromes, das nicht weit vom Ufer entfernt, und sehr groß und ansehnlich war. Der Schiffer wollte nun zu dem Beamten oder Pfarrer gehen, um das Kind anzubringen. Er befahl daher, an das Land zu fahren. Allein mit einem Mahl rief Herr Wahl: „Horcht! — Höret ihr den Donner der Kanonen? Der Feind ist uns nahe. Wir dürfen keinen Augenblick verweilen. Vorwärts — vorwärts — mit dem Schiffe!“ Der Schiffer fürchtete, das Kind möchte am Ende gar ihm bleiben, und widersprach dem Herrn Wahl. Bald wäre ein heftiger Streit entstanden. Allein Frau Wahl, die gar eine gute, sanfte Frau war, trat in das Mittel. Sie sagte mit der ihr ganz eigenen Freundlichkeit leise zu ihrem Manne: „Wir wollen den schönen, holden Knaben annehmen; so thun wir ein gutes Werk, und aller Streit hat ein Ende.“ Dieser Vorschlag gefiel dem Herrn Wahl sehr wohl, und er rief sogleich laut: „Fahrt zu! Ich nehme das Kind an, und werde weiter für dasselbe sorgen!“ Damit war der Schiffer vollkommen zufrieden, und Alle auf dem Schiffe lobten den edelmüthigen Entschluß des Herrn Wahl.

Das Schiff kam glücklich in Wien an. Herr Wahl kaufte sich hier ein schönes großes Haus und setzte seine Handelsgeschäfte fort. Er ließ seine einzige Tochter Antonie von sehr vortrefflichen Hauslehrern unterrichten, und August durfte an den Lehrstunden Theil nehmen. Der Kleine, so unwissend er noch war, zeigte einen ganz ungemeinen Verstand, und machte im Lernen in kurzer Zeit solche Fortschrit-

te, daß Jedermann darüber erstaunte. Dabey war er so bescheiden und folgsam, so gefällig und freundlich, so von Herzen fromm, daß Herr Wahl und seine Frau ihn wie ihr eigenes Kind liebten. Die Gefühle der Gottesfurcht, deren Keim seine Mutter zuerst in seinem Herzen belebt hatte, wurden nun immer lebhafter und kräftiger.

Herr Wahl bemerkte mit Vergnügen, daß August große Lust zur Handlung zeige. Er verschaffte ihm Gelegenheit, sich alle einem Kaufmanne nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, und nahm ihn dann zu sich auf sein Arbeitszimmer. August leistete hier bald die trefflichsten Dienste, und ehe er noch das zwanzigste Jahr erreichte, war er schon im Stande, die wichtigsten Aufträge seines Pflegevaters glücklich zu vollziehen. Herr Wahl erweiterte seine Geschäfte immer mehr; er übernahm große Lieferungen zur Armee, und gewann, wiewohl er sich nie einen unrechtmäßigen Gewinn erlaubte, dennoch sehr große Summen. Er sah es wohl ein, wie viel er der Geschicklichkeit, dem unermüdeten Fleiße und der unverbrüchlichen Redlichkeit seines Pflegsohnes zu danken habe, und war darauf bedacht, ihn zu belohnen. Die kleine Antonie war indeß zur liebenswürdigen Jungfrau herangeblüht; sie war an Geist und Herzen ohne Tadel, und ein rechtes Bild der Unschuld und Schönheit. Herr Wahl gab sie dem edlen August zur Ehe. Nach geendigtem Kriege erhob der Kaiser den Herrn Wahl und dessen Schwiegersohn August, da beyde ihm gleich große Dienste geleistet hatten, unter dem Nahmen, Herr von Waldheim, in den Adelstand.

August's Schwiegerältern konnten sich des langersehnten Friedens wenige Jahre mehr freuen. Sie starben bald nach einander mit dem Troste, ihre Tochter vollkommen glücklich zu sehen.

August gab nun seine Handelsgeschäfte auf, und beschloß, in Baiern oder Schwaben sich einen der Edelsitze zu kaufen, die durch den Krieg verwüstet

worden, und zu wohlfeilen Preisen zu bekommen waren. Es wurden ihm mehrere angetragen. Er machte eine Reise dahin, nahm sie in Augenschein, und wählte das schöne Rittergut Neukirch, das ihm ganz besonders gefallen hatte. Er traf sogleich Anstalt, damit das schöne, aber sehr vergangene Schloß bald wieder hergestellt wurde, und reisete dann ab, seine Frau und seine zwey Kinder abzuhohlen.

Als Antonie an der Seite ihres Gemahls auf ihrem neuen Landsitze ankam, und überall noch die Spuren des Elendes erblickte, das der Krieg angerichtet hatte, wurde sie sehr betrübt. Denn mehrere Häuser des Dorfes waren Schutthaufen, andere drohten den Einsturz, und ganze Strecken von Aeckern lagen unangebaut. „Ach, die armen, armen Leute," sagte Antonie mit Thränen in den Augen; „wir müssen ihnen helfen!" August freute sich, daß seine Gemahlinn eben so gesinnt war, wie er, und that nun alles, der allgemeinen Noth zu steuern. Er gab Bauholz her und streckte Geld zum Bauen vor; er kaufte Samengetreide und Vieh ein, und theilte es unentgeltlich aus. August und Antonie sahen ihr Schloß bald wieder von wohlgebauten Häusern und reichen Kornfeldern umgeben. Die Bauern konnten ihren neuen Gutsherrn nicht genug preisen, und kamen, ihm zu danken. Er aber sagte: „Gott hat mich aus einem armen Knaben zu einem reichen Manne gemacht, und mich in Allem wunderbar gesegnet. Es wäre Undank, wenn ich von diesem Segen Andern nicht mittheilen wollte. Ich freue mich, etwas zu eurem Glücke beytragen zu können. Es gibt kein größeres Glück, als Andere glücklich zu machen."

III. Die Leiden des Krieges.

Die Veränderung in der Heimath.

Während August von Waldheim ein reicher vornehmer Herr geworden war, hatte seine Mutter, die gute Theodore, manches harte Schicksal erfahren, und ein sehr armes, jedoch, bey ihrer Ergebenheit in Gottes Willen, sehr zufriedenes Leben geführt.

Bald nachdem sie den kleinen August dort im Walde verloren hatte, zog sich der Krieg auch in jene Gegend der Donau, wo sie wohnte, und feindliche Soldaten besetzten mit einem Mahle den Wald. Theodore verließ ihre einsame Hütte, und flüchtete sich in das Dorf zu ihrem Bruder, dem Besitzer des väterlichen Hauses. Allein auch hier war für sie kein Bleiben. Das Dorf wurde während eines Treffens beynahe ganz in Asche gelegt, und die meisten Einwohner zerstreuten sich. Auch Theodorens väterliches Haus war abgebrannt. Ihr Bruder suchte irgendwo als Fischerknecht unterzukommen; Theodore aber zog zu ihrer Schwester, die wohl fünfzehn Stunden weit entfernt war. Die Schwester nahm sie sehr freundlich auf; sie hatte viele Kinder, und Theodore half ihr dieselben erziehen. Beyde Schwestern lebten zusammen in Frieden und Eintracht, und erleichterten einander das Leiden, das der Krieg über beyde gebracht hatte. Nach vielen Jahren erhielten sie aus ihrer Heimath einen Brief von dem Bruder. Er schrieb ihnen, daß seine Hausfrau gestorben sey, seine zwey Töchter während des Krieges sich auswärts verheirathet hätten, und daß Theodore zu ihm kommen und ihm das Hauswesen führen möchte. Theodore kehrte daher wider zurück in ihre Heimath.

Sie war kaum in dem Dorfe angekommen, so begab sie sich in den Wald, und suchte den Buchbaum mit dem schönen Bilde auf, das sie bey ihrer eiligen Flucht nicht hatte mitnehmen können. Aber, lieber

Himmel, wie war da alles verändert! Der Weg, der einst zu ihrer Hütte führte, war nicht mehr zu erkennen; er war mit hohem Grase und dichten Gesträuchen bedeckt. Wo ehemahls nur niedriges Gesträuch aufwuchs, erhoben sich nun hohe Bäume mit weit ausgebreiteten Aesten; viele alte große Bäume hingegen, die Theodore ehemahls wohl gekannt hatte, waren verschwunden. Von ihrer armen, hölzernen Hütte war schon lange keine Spur mehr zu sehen, sogar den Platz, auf dem sie ehemahls gestanden, wußte sie nicht mehr sicher zu finden. Alles umher war ein dichter, fast undurchdringlicher Wald. Theodore bemühte sich lange vergebens, den Baum aufzufinden, unter dem sie ehemahls so viel geweint hatte. Sie drang durch Dornen und Dickicht, und betrachtete jeden Buchbaum genau. „Wenn ich das schöne Bild auch nicht mehr finde," dachte sie, „so muß die leere Oeffnung mir doch den Baum kenntlich machen, an dem sich ehemahls das Bild befand."

„Macht euch keine vergebliche Mühe, gute Mutter!" sagte ein alter Mann, der im Walde dürres Reisholz sammelte. „Der Baum steht schon lange nicht mehr. Wie es uns bey unserer Zurückkunft in das Dorf ging, so geht es uns auch hier im Walde. Menschen, die wir als Kinder zurück ließen, sind erwachsen; die damahls erwachsen waren, sind nun alte Leute, und die alten Leute jener Zeit sind fast alle fort. Der junge Nachwuchs verdrängt die alten Bäume. Alles in der Welt geht schnell vorüber — Menschen noch schneller als Bäume. Wir haben dahier keine bleibende Stätte — und wollen nach jener trachten, die uns dort oben bereitet ist." Der abgelebte Greis ging weiter — und Theodore gab die Hoffnung, den Baum zu finden, gänzlich auf.

Herr von Waldheim wohnte mehrere Stunden von hier; allein der Wald, so wie das Dorf, worin Theodore jetzt wohnte, gehörten zu der Herrschaft, die er gekauft hatte. Eines Tages kam er nun in

den Wald, den Leuten des Dorfes Holz für den Winter auszutheilen. Da die Waldungen sehr verwildert waren, und mancher überständige Baum darin stand, so wollte er bey der Vertheilung selbst zugegen seyn, damit das Holz mit Nutzen geschlagen würde. Auch wollte er sich mit eigenen Augen überzeugen, daß jeder Dürftige seinen Antheil richtig bekomme. Er hatte die Hausväter dahin bestellt, und schenkte bald diesem, bald jenem einen Baum. Theodore war anstatt ihres Bruders gekommen. Der Ordnung gemäß, nach der Herr von Waldheim die Bäume vertheilte, traf der Baum, an dem er jetzt stand, ihren Bruder. Sie trat näher und sagte: „Der gnädige Herr wolle verzeihen, daß ihr Bruder nicht selber komme; er sey krank und könne das Bett nicht verlassen." Herr von Waldheim dachte nichts weniger, als daß die alternde, dürftig gekleidete Frau seine Mutter sey; eben so wenig fiel ihr es ein, der gnädige Herr, der, schön und blühend wie das Leben, in einem feinen lichtbraunen Kleide, mit einem Diamantringe am Finger, vor ihr stand, sey ihr Sohn. Er hatte, ohne sie zu kennen, herzliches Mitleid mit ihr, und schenkte ihr den Baum.

Der Förster machte Einwendungen. „Für die große, schöne Buche ist es Schade," sagte er. „Espen und Birken sind für die Armen Leute gut genug. Das Buchenholz sollte für die gnädige Herrschaft und die herrschaftlichen Diener aufgespart werden." Der Herr von Waldheim sah den Förster ernsthaft an und sprach: „Nicht bloß das Schlechte, was wir verschmähen, müssen wir den Armen geben; auch das Beste sollen wir, besonders zur Zeit der Noth, mit ihnen theilen. Der Baum gehört hiemit der Schwester des kranken Mannes, und überdieß noch soll der Baum auf meine Kosten gefällt, das Holz zu Klaftern gemacht, und den armen Geschwistern vor die Thüre geführt werden. Legt nur sogleich jetzt Hand an, ihr Holzhauer, bevor ihr mein Holz spaltet."

Er eilte weiter, ihr den Dank zu ersparen. Theodore sah ihm mit Thränen in den Augen nach, und sagte: „Gott segne den guten Herrn!“ und ging dann ihres Weges.

Jetzt wären Mutter und Sohn, die sich in diesem Walde vor sechs und zwanzig Jahren das letzte Mahl gesehen hatten, und in diesem Augenblicke, ohne einander zu erkennen, hier wiedersahen, wohl auf's Neue und vielleicht auf immer von einander getrennt worden — hätte Gottes heilige Vorsehung es nicht schöner und besser gefügt.

IV. Das Mutter-Gottes-Bild.

Die Freuden des Wiederfindens.

Nach dem Befehle des Herren v. Waldheim, legten nun zwey Holzhauer unverzüglich die Axt an den Baum — er stürzte mit großem Gekrache zu Boden — und die Männer schrien erstaunt auf: „Ein Wunder — ein wahres Wunder!“ Der Baumstamm war unten, wo er etwas morsch war, im Fallen zerbrochen: ein Stück von der Rinde war losgesprungen, und die Männer erblickten in dem Baumstamme mit einem Mahle das Bild, das Theodore so lange vergeblich gesucht hatte. Die Farben des lieblichen Bildes waren noch vollkommen frisch und lebhaft, und die kleine goldene Rahme schimmerte im Glanze der Sonne, als wäre das Bild von hellen Strahlen umgeben. Die Holzhauer waren junge Männer, und wußten nichts von der alten Geschichte mit dem Bilde. „Das übersteigt unsern Verstand!“ sagten sie zu einander, „wie das schöne Muttergottesbild in den Baum hineinkam. Man sah doch außen an dem Baume keine Oeffnung; er war ganz mit Rinde umgeben und mit Moos bewachsen, wie die übrigen alternden Bäume des Waldes. Es ist etwas ganz Unerhörtes — ein offenbares Wunder!“

Auf den Lärmen, den die Männer machten, kam Herr von Waldheim herbey, der, kaum zwey hundert Schritte davon, noch mit Musterung der Bäume und Austheilung des Holzes beschäftigt war. Er nahm das Bild in die Hand und betrachtete es. „Wirklich,“ sprach er, „es ist sehr schön; ich möchte fast sagen, ein Meisterstück! Das blasse, wehmüthige Angesicht und der rührende Blick zum Himmel sind unvergleichlich; auch das sanftrothe Gewand und der Faltenwurf des dunkelblauen Mantels sind vortrefflich gemahlt. In-

deß ist es leicht zu begreifen, wie das schöne Bild in den Baum kam. Irgend ein frommer Mensch schnitt eine Vertiefung in den Stamm, und that es hinein. Die Rinde ist dann nach und nach, wie es bey diesen Bäumen zu geschehen pflegt, wieder darüber her gewachsen, und hat das Bild so in den Baum eingeschlossen."

Allein plötzlich erblaßte Herr von Waldheim; seine Hand, mit der er das Bild hielt, fing heftig an zu zittern. „Ja," sagte er, „das ist höchst wunderbar!" Er mußte sich auf den Stock des abgehauenen Baumes niedersetzen, um nicht umzusinken. Denn er hatte das Bild umgewendet, und auf der Rückseite die Worte gelesen: Im Jahre nach Christi Geburt 1632, den 10. October, sah ich hier unter diesem Baum meinen einzigen Sohn August, seines Alters fünf Jahre, drey Monathe, das letzte Mahl. Gott sey mit ihm, wo er auch sey, und tröste, wie er einst Maria unter dem Kreuze getröstet hat, mich — die betrübte Mutter, Theodore Sommer."

Wie ein Blitz schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: „Dieses verlorne Kind war ich; Nahmen, Jahr und Tag treffen genau zu; dieses Bild kam durch meine Mutter hieher."

Indem er dieses bey sich dachte, eilte seine Mutter herbey. Sie hatte in dem Walde noch auf eine Nachbarinn, mit der sie nach Hause gehen wollte, gewartet, und die Nachricht von dem gefundenen Bilde, die sich sogleich durch den ganzen Wald verbreitete, mit Erstaunen vernommen. „Ach, gnädiger Herr!" rief sie, „das Bild ist mein; ich bitte Sie, geben Sie mir es. Sehen Sie, es steht noch mein Nahme darauf; der selige Herr Pfarrer, den ich darum bath, hat ihn darauf geschrieben. Auf mein Verlangen hat er auch die übrigen Worte beygefügt." „Ach!" sagte sie weinend, indem sie den umgestürzten

Baum betrachtete, „so ist also dieses die Buche, unter der mein August das letzte Mahl noch so süß und sanft geschlafen hat, bevor er mir genommen wurde! Wie oft ging ich, seit ich von meiner Flucht zurück kam, an dem Baume vorbey, ohne ihn zu kennen? O mein August, so sehe ich doch den Platz noch ein Mahl, wo dich meine Augen zum letzten Mahle erblickten! Ach, dich — dich sehe ich doch in diesem Leben nicht mehr! Mir ist es, als stünde ich an deinem Grabe!" Sie konnte vor Weinen nicht mehr reden.

Herr von Waldheim, den schon der Nahme seiner Mutter auf dem Bilde sehr erschüttert hatte, kam fast außer sich, in der armen Frau seine Mutter nun selbst zu erblicken. Das Herz brannte ihm; er wollte schon aufspringen, und sie mit dem Ausruf: „Mutter!" in seine Arme schließen. Allein er faßte sich noch; es fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, die plötzliche Freude könnte seine Mutter tödten. Er nahm sie freundlich bey der Hand, trocknete ihr mit seinem weißen Taschentuche die Thränen ab, sprach ihr Trost ein, und brachte ihr nach und nach bey, ihr Sohn lebe noch, er kenne ihn wohl, sie werde ihn sicher wieder sehen. Nach diesen und ähnlichen Vorbereitungen sprach er endlich das Wort aus: „Ich bin euer verlorner August!" Die Mutter sank ihm mit dem einzigen Rufe: „Du!" an die Brust, und konnte vor Entzücken kein Wort weiter sprechen. Beyde hielten sich lange stillschweigend umarmt. Alle Umstehenden weinten und schluchzten.

„Liebste Mutter!" sagte Herr von Waldheim endlich, „Gott hat euren Wunsch für mich, den ihr auf das Bild schreiben ließet, erfüllt! Er war mit mir, wo ich immer war, und hat mich in Allem reichlich gesegnet. Er hat aber auch den Wunsch, den ihr für euch thatet, eben so treulich in Erfüllung gebracht. Er hat euch getröstet, wie er Maria tröstete, hat euren Sohn euch gleichsam von den

Todten wieder gegeben, und ihn euch in diesem Leben noch lebend vor Augen gestellt. Er hat uns unter diesem Baume von einander getrennt, und an eben dieser Stelle uns wieder zusammen geführt. Er hat das Bild in dem Baume sicher und treulich aufbewahrt, und es im rechten Augenblicke wieder zum Vorschein kommen lassen — damit wir uns unbezweifelt wieder erkennen möchten. Er hat sich auch an uns als Denjenigen geoffenbaret, der alle Dinge zu unserm Besten leitet."

„Ja," sagte die Mutter, „das hat er! Er hat dich mir genommen, weil ich dich aus zu zärtlicher Liebe vielleicht nicht gut erzogen hätte! Er hat dich mir wieder gegeben — um mein Helfer in der Noth, ja für die ganze Gegend umher ein tröstender und hülfreicher Engel zu seyn. Alles, was er thut, ist Weisheit und Liebe. Sein Nahme sey gepriesen!" Alle Umstehenden stimmten mit ein, und lobten Gott laut.

Herr von Waldheim befahl nun dem Förster, er solle dem Bruder der Theodore sagen, sie werde erst morgen nach Hause kommen, und dann ihren Sohn mitbringen. Theodore ersuchte ihre Nachbarinn, den Kranken indessen gut zu verpflegen. Hierauf ließ Herr von Waldheim seine Kutsche kommen, half seiner Mutter einsteigen, setzte sich neben sie, und fuhr mit ihr zurück auf sein Schloß. Hier warteten neue Freuden auf die gute Theodore. Es war ihr bange, in ihrer geringen Kleidung vor ihrer Schwiegertochter, der gnädigen Frau, zu erscheinen. Allein Antonie war zu edel, auf so etwas zu sehen. Sie ging mit offenen Armen auf sie zu, begrüßte sie auf das freundlichste, und schätzte sich glücklich, die Mutter ihres geliebten Gemahls kennen zu lernen. Theodore weinte vor Freuden. Als ihr aber überdieß noch ihre zwey Enkel, Ferdinand und Marie, vorgestellt wurden, beyde hold und schön, und fromm und gut wie die Engel, so verging sie fast vor Freude

und Entzücken. „Unaussprechlich,“ sagte sie, „war ehemahls meine Traurigkeit; aber meine Freude ist jetzt doch noch viel größer. Ich kann nichts als weinen — anbethen — und Gott danken. Guter Gott, da du schon auf dieser Welt die Leiden so in Freuden zu verwandeln weißt, wie wird es erst bey dir im Himmel seyn! Ja dort wartet gewiß eine überschwengliche Seligkeit auf uns.“

Am folgenden Morgen ließ Herr von Waldheim seine Kutsche anspannen, und besuchte mit seiner Mutter ihren kranken Bruder. Theodore blieb bey ihrem Bruder bis er wieder gesund war, und zog dann auf immer in das Schloß, denn August und Antonie wollten sie durchaus bey sich haben. Für Theodorens Bruder, so wie für deren Schwester, wurde indessen auf das liebreichste gesorgt. Herr von Waldheim und seine Gemahlinn waren zu vernünftig und zu gut, als daß sie ihrer armen Verwandten sich hätten schämen sollen. Vielmehr luden sie ein Mahl Alle, Aeltern, Kinder und Enkel, auf einen Tag ein, und gaben ihnen ein Freudenfest, bey dem Mutter Theodore die erste Stelle einnehmen mußte. Die guten Leute waren über die Güte und Freundlichkeit, mit der sie bewirthet wurden, entzückt, und fast immer standen ihnen die Freudenthränen in den Augen.

August und Antonie erkundigten sich bey dieser Gelegenheit nach den Umständen eines Jeden genau, und ließen mit großmüthiger, aber keineswegs unüberlegter Güte einem Jeden diejenige Unterstützung angedeihen, die zu dessen standesmäßigem, bürgerlichem Fortkommen in der Welt nöthig war.

Das kleine Gemählde hatte Herr von Waldheim an der schicklichsten Stelle des Wohnzimmers aufgehängt. „Es soll uns,“ sagte er, „eine stete Ermunterung zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott seyn. Der unaussprechlich schöne Blick, mit dem Maria hier in dem Bilde ihr Auge zum Himmel

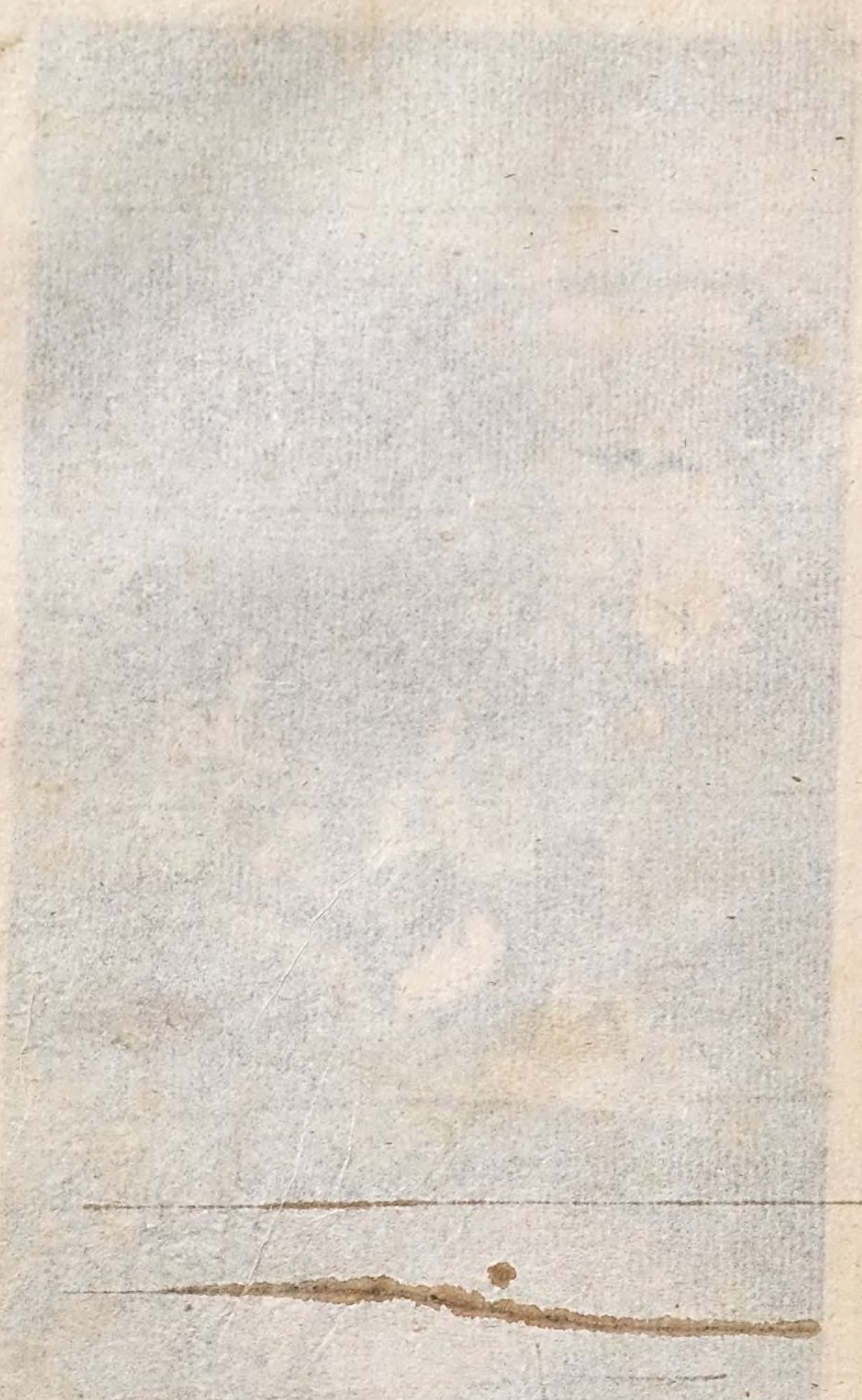
wendet, soll uns noch oft zum Himmel erheben. Denn was kann uns bey allen Gefahren und Leiden dieses Lebens mehr vor der Sünde bewahren, zum Guten erwecken und im Leiden tröſten — als ein frommer Blick zum Himmel?"

S.E.

Das Täubchen.

Agnes. *Braten? – nein liebe Mutter!*

Ant. Leitner sc.



Das Täubchen.

*

Du floss'st bisher aus tiefverwund'tem Herzen;
Jetzt rede, Thräne! nicht mehr Kind der Schmerzen,
Dem Schoner unsre Dankbegier!
Quill fort in ihm allein bekannten Zahlen!
Dich fängt sein Bothenheer in goldne Schalen,
Und spiegelt sich in dir.

Noch staun' ich, Herr! Wie ward dein Grimmen wache!
O Tag der Angst, der Trübsal und der Rache!
Tag, schwärzer als die Mitternacht!
So staunt ein Wandrer, dem am steilen Hügel,
Im Dunkel irr', des Blitzes rother Flügel
Den Abgrund sichtbar macht.

Dein Horn, wie voll! des Todesbothen Schwingen
Die rauschten schon, hernieder es zu bringen.
Uns war das Horn bestimmt, o Gott!
Wir fühlten deiner Allmacht furchtbar Winken,
Wir sollten es bis auf die Hefen trinken.
Tief unten war der Tod.

Denis.

I. Rettung vor Todesgefahr.

(Hiezu gehört das Kupfer.)

Auf dem alten Bergschlosse Falkenburg lebte vor mehreren Jahrhunderten der tapfere Ritter Theobald mit seiner frommen Gemahlinn Othilia. Der Ritter war eben so edelmüthig als tapfer. Alle Bedrängten weit umher im Lande nahm er in seinen mächtigen Schutz, und verlangte dafür nicht einmahl einen Dank. Das Vergnügen, Menschen zu beglücken, war ihm schon Lohnes genug. Frau Othilia spendete reichliche Gaben unter die Nothleidenden aus. Sie besuchte die Kranken in den Hütten der benachbarten Thäler, und ihr Schloß war der sichere Zufluchtsort aller Armen, die nur immer einer Hülfe werth waren. Auch Agnes, die einzige Tochter dieser trefflichen Aeltern, ein Fräulein von etwa acht Jahren, war die lautere Güte und Freundlichkeit gegen die Menschen. Sie kannte keine größere Freude, als Andern Freude zu machen. Aeltern und Tochter wurden allgemein verehrt, und wer nur den hohen Thurm der Falkenburg von Ferne erblickte, segnete in seinem Herzen die edlen Menschen, die hier wohnten und Gutes thaten. Wirklich ruhte auch der Segen Gottes recht sichtbar über Theobald, Othilia und Agnes: so viel sie hergaben und austheilten, so hatten sie doch nie Mangel. Sie gehörten unter die wohlhabensten adelichen Familien im Lande.

Ein Mahl an einem schönen, heitern Sommertage gingen Frau Othilia und Fräulein Agnes nach

Tische durch das kleine Pförtchen in der Mauer des Schloßhofes, die vielen steinernen Stufen hinab in den Garten, der sich am Abhange des Berges befand. Sie bemerkten mit Freude, wie hier der bläulich grüne Kohl so schön da stand, und dort die zarten Rosenknospen sich öffneten; wie da die Bohnen hoch empor rankten, und dort die Kirschen bereits hellroth zwischen den dunkelgrünen Blättern hervor glänzten. Sie standen eine Weile bey dem Springbrunnen in Mitte des Gartens still, und ergetzten sich an dem Spiele des Wassers, das im Glanze der Sonne hell wie Krystall emporsprang, und in tausend Tropfen von allen Farben des Regenbogens wieder herab fiel. Hierauf setzten sie sich in eine schattige Reblaube von zierlichem Gitterwerke, und arbeiteten mit vereintem Fleiße an einem Kleide für eine arme Waise. Alles im Garten war still und ruhig; nur eine Grasmücke sang auf dem Gipfel eines nahen Baumes von Zeit zu Zeit ungemein lieblich, und von dem Springbrunnen her tönte unausgesetzt das angenehme Plätschern des Wassers.

Da kam etwas — so plötzlich, daß sie gar nicht sehen konnten, was es war — in die Laube herein geflogen. Beyde blickten erschrocken auf, und in demselben Augenblick kam ein großer Vogel nachgeschossen, der mit weit ausgebreiteten Flügeln am Eingange der Laube schwebte. Da er aber Leute sah, flog er eben so schnell wieder davon. Agnes saß so schüchtern da, daß sie sich nicht umzusehen getraute, was das wohl seyn möge, das so geschwind in die Laube herein geflogen war. Allein die Mutter sagte lächelnd: „Fürchte dich nicht! Es ist wohl nichts, als irgend ein Vögelein, das sich vor dem Stoßvogel flüchtete." Sie sah nach und rief: „Ey sieh doch, ein schneeweißes Täubchen! Es hat sich in seiner Angst da gerade hinter dir versteckt." Sie nahm es, blickte Agnes forschend an, und sagte: „Auf den Abend will ich dir das Täubchen braten."

„B r a t e n?" rief Agnes erstaunt, und griff mit beyden Händen nach dem Täubchen, als wollte sie es dem angedrohten Tode entreißen. „N e i n, l i e b e M u t t e r," sagte sie, „das war nicht dein Ernst! Das arme Thierchen hat seine Zuflucht zu mir genommen — wie könnte ich es tödten? O sieh doch, wie schön es ist! In der That, es ist so weiß wie Schnee, und seine Füßchen — sieh nur — sind so schön roth wie Korallen. Ach, sieh, wie ihm noch das Herz schlägt! Es blickt mich mit seinen unschuldigen Aeuglein so flehentlich an, als wollte es sagen: Thue mir nichts! — Nein, liebes Thierchen, ich thue dir nichts zu Leide; du sollst dich nicht umsonst zu mir geflüchtet haben und es recht gut bey mir haben."

„Brav, liebes Kind!" sagte die Mutter freundlich; „du hast meinen Sinn getroffen. Ich wollte dich nur prüfen. Bringe das Täubchen auf dein Zimmer, und versorge es mit Futter. Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, dürfen wir nicht verstoßen. Wir müssen gegen alle Nothleidenden mitleidig, und auch gegen die Thiere barmherzig seyn."

Die Mutter ließ ein kleines artiges Taubenhaus mit rothem Dache und grünen Gitterstäben machen. Agnes stellte es in eine Ecke ihres Zimmers, und wies es dem Täubchen zur Wohnung an. Sie gab ihm täglich reichliches Futter nebst frischem Wasser, und versah es von Zeit zu Zeit mit reinem Sand. Das Täubchen gewöhnte sich bald an Agnes, und wurde ungemein zutraulich und heimisch. Sobald Agnes die Thüre des niedlichen Käfigs öffnete, flog das Täubchen heraus, und pickte ihr die Körnlein, die sie ihm vorhielt, aus der Hand. Sie brauchte auch das Häuschen nicht mehr zu verschließen; das Täubchen hielt sich schon selbst gern darin auf.

Wenn der Morgen anbrach, und Agnes noch schlief, da kam das Täubchen auf das Kopfkissen geflogen, weckte sie, und ließ ihr keine Ruhe mehr, bis sie aufstand und es fütterte. Agnes beklagte sich

bey ihrer Mutter darüber, und setzte noch hinzu: „Ich weiß aber schon, was ich thue, damit es mich nicht mehr im Schlafe stört. Ich werde künftig das Thürchen des Käfichs alle Abende fleißig verriegeln, damit es Morgens nicht heraus kann."—„Nicht doch," sagte die Mutter. „Lerne vielmehr von dem Täubchen früh aufstehen. Früh aufstehen ist gesund, und macht einen fröhlichen Sinn. Oder müßtest du dich denn nicht schämen, wenn du träger wärest als eine Taube?" — So gewöhnte sich Agnes an das frühe Aufstehen.

Ein Mahl saß Agnes an dem offenen Fenster und nähte. Das Täubchen pickte zu ihren Füßen einige Brosamen auf. Allein plötzlich flog es zum Fenster hinaus und setzte sich auf das nächste Dach. Agnes erschrak, und that einen lauten Schrey; die Mutter kam, und fragte, was es gebe. „Ach mein Täubchen!" sagte Agnes, und zeigte weinend auf das Dach, wo das Täubchen saß und sich sonnte.—„Locke es ein Mahl!" sagte die Mutter. Agnes that's — und augenblicklich flog das Täubchen wieder herab und setzte sich auf die ausgestreckte Hand. Agnes war über diese Folgsamkeit entzückt. „Sey du gegen mich auch immer so folgsam, wie das Täubchen gegen dich: dann werde ich noch eine größere Freude haben, als du jetzt empfindest. Nicht wahr, diese Freude machst du mir?" Agnes versprach es — und hielt Wort. Sie wurde das folgsamste Mädchen.

Eines Tages hatte Agnes im Garten die Kräuter und Blumen begossen. Müde von der Arbeit setzte sie sich zu ihrer Mutter auf die grüne Bank nächst dem Springbrunnen. Das Täubchen, das jetzt so zahm war, daß Agnes es überall frey herum fliegen ließ, kam herbey geflogen, an dem Brunnen zu trinken. „Sieh nur Mutter," sagte Agnes, „wie vorsichtig es von einem bemoosten Steine zum andern tritt! Wie sorgfältig es sich vor dem Schlamme zwischen den Steinen in Acht nimmt! Wie reinlich das Thierchen ist! Die weiße Farbe ist am schwersten

rein zu bewahren — und doch sieht man nie das geringste Fleckchen an den blendendweißen Federn des achtsamen Thierchens.” — „Und wie unachtsam Agnes bisweilen ist!” sagte die Mutter, und zeigte auf das lange weiße Kleid des Fräuleins. Agnes hatte, als sie am Springbrunnen mit der Gießkanne Wasser schöpfte, ihr Kleid nicht genug in Acht genommen. Sie erröthete, und von nun an glich ihr weißes Kleid immer dem reinen neugefallenen Schnee.

Agnes hatte einst mit ihrer Mutter eine kleine Reise gemacht, auf der sie sehr viele Freuden genoß. Als sie Abends zurück kam, flog das Täubchen ihr sogleich entgegen, und zeigte eine sichtbare Freude über ihre Zurückkunft. Es hat den ganzen Tag um euch getrauert, sagte die Magd, und euch überall gesucht. Ich muß mich wundern, daß ein Thierchen, das doch keine Vernunft hat, seine Wohlthäterinn erkennt, und ihr so ergeben ist.” — „Es ist wahr,” sagte Agnes; für die wenigen Körnlein, die ich ihm täglich streue, könnte es nicht dankbarer seyn.” — „Bist du aber, sprach die Mutter, auch immer so dankbar? — Sieh, du hast heute so viele Freuden genossen! Hast du Gott auch schon dafür gedankt? Laß dich doch nicht von einem Thierchen beschämen.” Agnes hatte diesmahl noch nicht daran gedacht, Gott zu danken. Von nun an ging sie aber nie mehr zur Ruhe, bevor sie Gott für die Freuden und Wohlthaten des Tages ihren innigsten Dank dargebracht hatte.

„Du liebes Thierchen,” sagte einst Agnes, früh Morgens an ihrem Arbeitstischchen sitzend, zu ihrer Taube, die an dem Rande des Tischchens saß, und mit den klaren schuldlosen Augen freundlich zu ihr aufblickte. „Ich habe nun von dir schon Manches gelernt, und bin dir vielen Dank schuldig.” — Die Mutter sagte: „Das Schönste, was du von ihr lernen kannst, ist doch noch übrig. Sieh, die reine weiße Taube ist ein liebliches Bild der Unschuld. Sie ist ohne Falsch, ohne Trug und Verstellung,

rein von Arglist, ungekünstelt und ohne alle Ziererey. Unser göttlicher Erlöser drückte dieses alles mit einem einzigen Worte aus, indem er sprach: Seyd einfältig wie die Tauben! O möchte diese edle Einfalt immer dir eigen seyn! Möchten Trug und Verstellung und alles Böse immer fern von dir bleiben. Gott gebe, daß man von dir sagen könne: Agnes ist schuldlos und ohne Falsch, wie eine Taube." Wirklich konnte man dieses auch mit Wahrheit von ihr sagen.

II. Krieg und Friede.

Die Wanderung.

Ein Mahl war Ritter Theobald von einem Zuge gegen eine zahlreiche Räuberbande, die das ganze Land in Schrecken gesetzt hatte, zurück gekommen. Vergnügt und fröhlich über den glücklich vollbrachten Zug, saß er nun Abends bey einem Becher Wein, und erzählte, wie er mehrere Räuber eingefangen und dem Gerichte überliefert, die übrigen aber zersprengt habe, so, daß nun wider Ruhe und Sicherheit im Lande sey. Die Erzählung währte etwas lange. Othilia und Agnes hatten daher ihre zierlichen Spinnrädchen herbey gehohlt, spannen sehr emsig und hörten ihm aufmerksam zu. Es wurde ziemlich spät, und das angezündete Licht brannte bereits auf dem Tische. Da trat eine ansehnliche schöne Frau in schwarzer Kleidung und mit blassen Wangen in das Zimmer, und führte ein kleines Fräulein, das auch schwarz gekleidet war, an der Hand. Der Ritter, Othilia und Agnes standen auf, die fremde Frau, die sie nicht kannten, zu begrüßen.

Die Frau aber sprach unter vielen Thränen: „Gott grüße euch, sehr edler Ritter! Obwohl ich euch noch nie von Angesicht gesehen habe, so neh-

me ich dennoch meine Zuflucht zu euch. Ich bin Rosalinde von Hohenburg, und dieses Kind ist meine Tochter Emma. Ihr wißt nun vielleicht, wie mich Gott heimgesucht hat. Mein seliger Mann, der gute Adalrich, Gott tröste ihn, ist an seinen Wunden gestorben, die er in der großen Schlacht des vergangenen Jahres erhielt. O wie Vieles habe ich an ihm verloren! Er war ein sehr edler Mann, ein guter, liebevoller Gatte, der beste Vater! Doch ihr habt ihn ja selbst gekannt. Er war übrigens zu wohlthätig gegen alle Dürftige, um uns Schätze zu hinterlassen; er hinterlegte uns dafür einen Schatz im Himmel. Jetzt will man uns aber auch noch dasjenige nehmen, was wir zu unserm Lebensunterhalte nothwendig haben. Meine Nachbarn, zwey habsüchtige Ritter, bedrängen mich sehr. Der Eine will, unter allerley Vorwänden, meine schönen reichen Kornfelder und Wiesen, bis unten an die Mauern des Schlosses, an sich reißen; der Andere möchte gern die ansehnlichen Waldungen zur andern Seite des Schlosses sich zueignen. Beyde Ritter sind gegen mich ganz verändert. Die Habsucht, die so viel Böses auf Erden anrichtet, hat sie aus Freunden meines Mannes zu meinen Feinden gemacht. Mein seliger Adalrich sah das wohl voraus, und sterbend nannte er mir noch euern Nahmen. Vertrau' auf Gott, sagte er, und auf Ritter Theobald, so wird dir kein Feind auch nur ein Haar krümmen. Erfüllt nun dieses Wort des Sterbenden! Ach, was sollte ich anfangen, wenn ich so um alle meine Güter käme, und mir nichts übrig bliebe, als die Schloßmauern! Von diesen Steinen könnte ich mit meiner Emma hier nicht leben. Sollet ihr — was Gott verhüthen wolle — auch ein Mahl das Schicksal meines Mannes haben, und sollten eure Frau und das liebe Kind hier in eine ähnliche Noth kommen, wie ich — so werden sie dann auch einen Arm finden, der sie rettet."

Die kleine Emma, die mit Agnes ungefähr von gleichem Alter war, näherte sich nun auch dem Ritter, und sagte weinend: „Edler Mann: Seyd mein Vater, und verstoßt mich nicht!"

Ritter Theobald stand ernst da, hielt nach seiner Art mit der Hand das Kinn, und blickte schweigend zur Erde. Agnes weinte und sagte: „Lieber Vater, erbarme dich ihrer! Sieh, als mein Täubchen von dem Raubvogel verfolgt wurde, und seine Zuflucht zu mir nahm, sagte die Mutter: Die Unglücklichen, die ihre Zuflucht zu uns nehmen, sollen wir nicht verstoßen. Sie freute sich, daß ich mit dem armen Thierchen Mitleid hatte. Und dieses liebe Fräulein und ihre Mutter verdienen ja doch mehr Mitleid und Erbarmen als eine Taube. Errette sie aus den Klauen dieser bösen Ritter, die den Raubvögeln gleichen."

Der Ritter antwortete gerührt: „Wohl, liebe Agnes! mit Gottes Beystand werde ich ihnen helfen. Mein Stillschweigen war nicht Hartherzigkeit; ich überlegte nur, wie ich die edle Mutter und das gute Kind retten könne." Der Ritter holte für die Frau einen Sessel, und Agnes rückte einen für Emma herbey. Sie setzten sich. Frau Othilia aber ging, wegen der unerwarteten Gäste eine etwas reichlichere Abendmahlzeit zu bereiten; denn damahls war es Sitte, daß die Rittersfrauen selbst die Küche besorgten.

Ritter Theobald erkundigte sich nun genau nach den Ursachen, aus denen die zwey Ritter so große Forderungen machten, und sagte am Ende: „Nun gut! So viel ich sehe, habt ihr vollkommen Recht. Morgen, mit Anbruch des Tages, will ich mich, von einigen Reitern begleitet, aufmachen, um erst den Weg der Güte zu versuchen. Bleibt mit eurer Tochter hier, bis ich zurück komme, so könnet ihr die guten Nachrichten, die ich euch zu bringen hoffe, gleich selbst mit nach Hause nehmen." Indessen wurde

das Essen fertig. Sie aßen zusammen fröhlich auf die Nacht, und am folgenden Morgen setzte sich Ritter Theobald zu Pferd, und ritt mit seinen Leuten fort.

Agnes hatte eine große Freude, daß Fräulein Emma einige Tage da blieb. Sie führte das Fräulein auf ihr Zimmer und in den Garten, und zeigte ihr ihren Kleiderkasten, ihre Blumen und ihre Taube. Beyde Mädchen wurden bald herzliche Freundinnen — denn auch Emma war ein sehr gutgeartetes, wohlgezogenes Kind.

Nach einigen Tagen kam Ritter Theobald zurück. „Fröhliche Bothschaft!" rief er, als er in das Zimmer trat. Eure Feinde sind von ihren ungerechten Forderungen abgestanden, und aller Streit hat nun ein Ende. Zwar auf meine Reden hätten sie wenig geachtet, so klar ich ihnen auch ihr Unrecht vor Augen legte; als ich aber Jedem, der euch das kleinste Leid zufügen würde, Krieg ankündete, da begaben sie sich zur Ruhe. Seyd nun getrost und gutes Muthes, edle Frau! Kein Fremder wird nun von euern schönen Feldern ernten, oder in euren Waldungen jagen und Holz fällen."

Die trauernde Frau war sehr erfreut, und Thränen des Dankes glänzten in ihren Augen. „Gott," sprach sie, der treue Beschützer der Witwen und Waisen, der nichts Gutes unbelohnt läßt, wolle es euch vergelten, was ihr an mir und meinem Kinde gethan habt! Er wolle euch vor Unglück bewahren und aus jeder Noth erretten."

Sie machte nun Anstalt, nach Hohenburg zurück zu kehren. Die beyden Fräulein nahmen Abschied und zerflossen fast in Thränen. Agnes wollte ihrer jungen Freundinn ein Andenken geben. Emma hatte öfter den Wunsch geäußert, auch so ein zahmes Täubchen zu haben. Agnes brachte das Täubchen, drückte es an ihre nassen Wangen, und gab es, so lieb sie es auch hatte, ihrer Freundinn. Emma

wollte es nicht nehmen, und so entstand ein freundschaftlicher Streit, welchem endlich Emma nachgeben mußte. Agnes schenkte ihr nun überdieß noch den zierlichen Käfig, und empfahl ihr das Täubchen so angelegentlich, wie etwa eine Mutter ihr Kind empfiehlt, das sie fremden Händen anvertraut.

Als Emma fort war, wollte es Agnes fast gereuen, ihr liebes Täubchen verschenkt zu haben. „Lieber hätte ich dem Fräulein meine goldenen Ohrenringe zum Andenken gegeben!“ sagte sie zu ihrer Mutter. — Allein die Mutter sprach: „Das magst du ein ander Mahl thun, wenn Emma uns wieder besucht. Für jetzt konntest du deiner kleinen Freundinn nichts Schicklicheres geben. Ein reicheres Geschenk wäre ihr nicht so angenehm gewesen, und hätte sie vielleicht nur gedemüthiget. Ein Geschenk mit dem, was dir das Liebste war, obwohl es an sich wenig Werth hat, ehrte sie, und war ihr ein Beweis deiner Liebe. Laß es dich also nicht reuen. Sieh, dein guter Vater war bereit, sein Leben daran zu setzen, der bedrängten Witwe zu helfen. Und so ist es ja schön, daß auch du deine liebste Freude dahin gabst, die betrübte Waise zu erheitern. Wer nicht früh lernt, jedes zeitliche Gut, so lieb es ihm auch sey, für die Menschen zu opfern, wird sie nie wahrhaft lieben. Solche Opfer gehören aber unter die schönsten, die wir Gott darbringen können — und Gott wird dir auch dieses dein Opfer herrlich belohnen.“

III. Die falschen Pilger.

Der Mordanschlag.

Frau Rosalinde lebte mit ihrer Tochter Emma wieder ungestört, getrost und zufrieden in den Mauern ihres alten Schlosses, das tief in einem waldigen Gebirge lag. Da kamen eines Abends spät zwey

Pilger an das Schloßthor und bathen um Nachtherberge. Sie trugen dunkelbraune Pilgerkleider, führten lange Pilgerstäbe in der Hand, und hatten, nach Pilgerart, Muschelschalen an ihren Hüten befestigt. Der Thorwärter meldete sie bey Rosalinde an. Die Frau befahl, die zwey Männer in die untere Stube zu führen, und ihnen ein Nachtessen und Jedem einen Becher Wein zu reichen. Nach Tische ging sie mit Emma zu ihnen hinab.

Die Pilger erzählten von dem gelobten Lande, und alle Leute im Schlosse hörten ihnen sehr aufmerksam zu. Fräulein Emma aber hatte über die wunderbaren Erzählungen eine gar ungemeine Freude; Thränen flossen über ihre Wangen, und in ihrem kindlichen Herzen regte sich der fromme Wunsch, jene glücklichen Gegenden auch ein Mahl zu sehen, in denen einst unser Erlöser wandelte. Sie bedauerte nur, daß dieser Wunsch wohl niemahls in Erfüllung gehen werde.

„Liebe Emma," sprach die Mutter, „wir können uns zu jeder Stunde in das gelobte Land begeben, und den Oehlberg, den Kalvarienberg und das heilige Grab besuchen; wir dürfen nur fleißig in der Geschichte Jesu lesen. Da begleiten wir den göttlichen Erlöser gleichsam auf jedem seiner wohlthätigen Tritte; wir hören die Worte seines Mundes; wir sehen ihn leiden, sterben und auferstehen. Wenn wir seine Lehre, sein Beyspiel, sein Leiden, seinen Tod und seine Verherrlichung uns recht zu Nutzen machen, so haben wir das gelobte Land in unserm Herzen; ja die ganze Erde könnte so ein heiliges Land werden."

Die Pilger erkundigten sich hierauf nach der umliegenden Gegend, besonders aber nach dem Schlosse Falkenburg. Sie lobten den Ritter Theobald über alle Maßen. „Wenn seine Burg nicht gar zu weit außer unserm Wege läge, sagte der Aeltere der zwey Pilger, und wenn ich hoffen könnte, ihn zu Hause zu finden, so ließ ich mich den Umweg

nicht verdrießen." Rosalinde versicherte ihn, daß ihr Weg nahe an Falkenburg vorbey gehe, und daß Ritter Theobald, der erst vor ein Paar Tagen von einem Ritte heimgekommen sey, ohne Zweifel noch zu Hause seyn werde. „Nun, das ist mir sehr lieb," sagte der Pilger. Es soll mir eine Herzenslust seyn, ihn in seinem Schlosse zu treffen, denn ich habe gar Manches mit ihm abzumachen. Morgen in aller Frühe geht es also nach Falkenburg."

Mutter und Tochter gaben den Pilgern tausend freundliche Begrüßungen an Ritter Theobald, seine Frau und Tochter auf. Emma drückte Jedem ein kleines Silberstück in die Hand, das die Mutter ihr zuvor gegeben hatte, und bath beyde noch sehr angelegentlich, dem Fräulein Agnes zu sagen, das Täubchen befinde sich recht wohl. Da die wohlthätige Rittersfrau aus den Gesprächen vernommen hatte, daß sie des Weges unkundig seyen, so befahl sie noch einem Dienstknaben, der in der Stube war, ihnen morgen früh den Weg durch das Gebirg zu zeigen, und wünschte ihnen hierauf gute Nacht.

Am folgenden Morgen reisten die Pilger ab. Der Knabe ging fröhlich mit, und trug ihnen aus Gefälligkeit noch überdieß die beyden Pilgertaschen nach. Die Pilger gaben auf den Knaben wenig Acht, und wanderten schweigend ihren Weg, der bald bergab, bald bergauf führte. Als sie wieder einen steilen Berg erstiegen hatten und der Fußsteig ebener wurde, fingen sie an mit einander italienisch zu reden. Der Knabe, der sie begleitete, war aus Italien. Man nannte ihn in dem Schlosse nur den kleinen Lienhard, obwohl er den Nahmen Leonardo, wie man ihn in seinem Vaterlande hieß, lieber gehört hätte. Ritter Adalrich hatte ihn, als einen armen Waisenknaben, aus Barmherzigkeit mit nach Deutschland genommen. Obwohl der Knabe vollkommen deutsch gelernt hatte, so verstand er seine Landessprache doch noch sehr gut. Er horchte hoch

auf, und wollte den Pilgern eben seine Freude bezeugen, seine Muttersprache reden zu hören — als ihr Gespräch ihn mit Schrecken und Entsetzen erfüllte.

Er vernahm aus ihren Reden, daß sie keine wahren Pilger seyen, sondern sich nur so verkleidet hatten; daß ihnen diese Gegend gar nicht so fremd sey, als sie vorgegeben; daß sie unter die Räuberbande gehörten, die Ritter Theobald so glücklich bekämpft hatte, und daß sie gegen ihn vor Rache glühten; daß sie im Sinne hatten, sich unter dem Scheine der Frömmigkeit in seine Burg einzuschleichen, und ihn um eine Nachtherberge zu bitten; daß sie aber dann in der Nacht aufstehen, ihn mit Weib und Kind und allen den Seinigen ermorden, das Schloß plündern und in Brand stecken wollten.

Als sie Falkenburg zwischen zwey waldigen Bergen in bläulicher Ferne liegen sahen, sprach der ältere Räuber, Nahmens Lupo, zu seinem Spießgesellen Orso; „Das ist also daß abscheuliche Drachennest, wo der fürchterliche Mann wohnt, der so viele von unsern Leuten auf das Blutgerüst gebracht hat? Unter den schrecklichsten Martern soll er es mit dem Tode büßen. Wir wollen ihn binden und in den Flammen seiner Burg lebendig verbrennen."

„Das Unternehmen ist aber doch etwas halsbrechend," sagte Orso, der jüngere Räuber. „Wenn es fehl schlüge, so ginge es uns sehr übel. Indeß sind die Schätze, die der Ritter aufhäufte, des Wagstückes wohl werth."

„Ihn zu morden," sprach Lupo voll grimmiger Rachgier, „ist mir eine größere Lust, als alle seine Reichthümer zu erbeuten, wiewohl ich diese auch nicht verachte. Gelingt uns dieser Streich noch, so sind wir reich genug. Wir geben dann unser Handwerk auf, und wählen eine ruhigere Lebensart. Und dann kommt mir eben jetzt ein herrlicher Einfall: wir suchen uns aus den Kleidern des Ritters die prächtigsten aus, und ziehen sie an. Du trägst seine

goldene Halskette, und ich sein Ritterkreuz mit edlen Steinen; dann entfliehen wir in ein fernes Land, wo man uns nicht kennt, gelten dort für große Herren, und lassen uns von den gesammelten Schätzen wohl seyn."

„Das wäre alles gut!" sagte Orso; „allein, ich weiß nicht, mir ist bey dem Handel doch bange."

„Was bange!" sagte Lupo. „Ist nicht alles gut ausgekundschaftet und verabredet? Haben wir in der Gegend nicht Helfershelfer genug? Sobald wir an dem Fenster der Pilgerstube die drey Lichter anzünden, so kommen uns sieben tapfere, rüstige Kerle zu Hülfe, die schon lange jede Nacht auf dieses Zeichen passen. Diese lassen wir dann durch das kleine Gartenpförtchen, das von innen leicht zu öffnen ist, in den Schloßhof. Einer darunter kennt alle Gänge, Zimmer und Gewölbe des Schlosses so gut, als sein eigenes Haus. Und unser neun werden wir dann wohl mit etlichen schlafenden Menschen fertig werden. Nur gutes Muths. Es gelingt gewiß."

Dem guten Leonardo schauderte es über diese gräulichen Anschläge. Er ließ sich indessen nichts merken, daß er ihre Sprache verstehe. Er ging hinter ihnen her, pflückte Blumen und Kräuter ab, und pfiff auf einem Blatte ein Liedchen. In seinem Herzen flehte er aber inbrünstig zu Gott, daß er die Anschläge der Bösewichte zu nichte machen wolle. Auch nahm er sich vor, sie bis Falkenburg zu begleiten, und dem Ritter alles zu entdecken.

Indem die Räuber noch allerley verabredeten, ihren Anschlag ins Werk zu richten, trat der Aeltere auf dem schmalen Fußsteige fehl, und wäre beynahe in eine Felsenkluft hinab gestürzt. Er blieb jedoch im Fallen an einem Dornbusche hängen. Die Dornen rissen ihm das Pilgergewand auf, und Leonardo sah, daß er unter dem langen schwarzbraunen Kleide ein scharlachrothes Wamms und einen blanken eisernen Brustharnisch trug. Auch entfiel ihm

ein scharf geschliffener Dolch. Allein der Knabe that, als hätte er nichts davon gesehen. Der alte Bösewicht steckte den Dolch eilends wieder zu sich, knöpfte das Gewand wieder zu, und blickte den bangen Knaben öfters seitwärts an — mit Augen, so scharf wie Adlersaugen.

Jetzt kamen sie an einen fürchterlichen Abgrund, in dessen Tiefe ein Gebirgsstrom brauste, der von langem Regen mächtig angeschwollen war. Zwey buschige Felsen hingen zu beyden Seiten über den Strom herein, und ein langer schmaler Tannenbaum, der nur auf der obern Seite etwas behauen war, lag darüber hin, und diente zum Stege. Der alte Räuber sagte auf italienisch zu seinem Gefährten: „Es könnte doch seyn, daß der Bube gemerkt hätte, daß ich bewaffnet sey, und da könnte er leicht Verdacht geschöpft haben. Ich will ihm, wenn er über den Steg geht, einen Stoß geben, daß er in den Abgrund hinunter stürzt. Dann sind wir ganz sicher."

Dem armen Leonardo lief es eiskalt über den Rücken. Er blieb mehrere Schritte von dem gefährlichen Stege stehen und sagte: „Da getraue ich mich nicht hinüber; mir kommt jetzt schon ein Schwindel an."

Der ältere Räuber sagte aber: „Fürchte dich nicht Knabe! Komm nur einmahl her; ich trage dich hinüber." Der alte Bösewicht ging mit ausgestreckten Armen auf Leonardo zu, ihn zu ergreifen. Allein Leonardo wich schreyend und jammernd zurück, und war schon gefaßt, sobald der Räuber ihm zu nahe käme, in das Gebüsch zu entspringen. „Ach, rief der zitternde Knabe, laßt mich doch gehen! Wir könnten ja beyde hinunter stürzen. Und wenn ich auch glücklich hinüber käme, wie komme ich dann wieder herüber? Laßt mich nach Hause; ihr braucht jetzt keinen Wegweiser mehr. Da ihr den Steg erreicht habt, und es nicht mehr gar weit nach Falkenburg ist, so könnet ihr nicht mehr fehlen."

Der jüngere Räuber schrieb die Angst des Knaben einzig dem schauerlichen Stege zu, vor dem ihm selbst graute, und sagte italienisch: „Ich will mich hinunter stürzen lassen, wenn der einfältige Bube etwas gemerkt hat; und hätte er auch deinen Harnisch und Dolch gesehen — was ist's dann? Unsere Sprache versteht er doch nicht, und weiß also nicht, was wir vorhaben. Auch würde man auf sein kindisches Geschwätz wenig achten, oder doch wenig daraus machen. Laß den armen Narren laufen."

„Nun, meinethalben!" sagte der Aeltere. „Zu größerer Sicherheit wollen wir aber den Steg abwerfen. Dann dürfte der Bube alles wissen, er könnte unser Unternehmen doch nicht mehr hindern. Dort liegt Falkenburg. Viele Stunden den Strom hinauf und hinab ist keine Brücke. Es ist unmöglich, eine Nachricht herüber zu bringen, bevor wir unser Werk ausgeführt haben."

Die beyden Räuber nahmen ihre Pilgertaschen um, ließen den Knaben stehen und gingen, ohne ihm für die Begleitung zu danken, über den Steg. Als sie hinüber waren, schrie Lupo deutsch herüber: „Knabe, du hast Recht, das ist ein böser Steg! Er ist von Alter morsch und halb verfault. Da könnte man leicht sein Leben einbüßen. Damit kein Unglück geschehe, wollen wir ihn wegschaffen. Die Leute werden schon einen bessern herbey schaffen."

Die Räuber machten den schmalen Balken los; er stürzte mit großem Gepolter in den Abgrund, und der schäumende Fluß riß ihn wüthend mit fort. Sobald die verkappten Pilger hinter einem Felsen, um den sich der Weg krümmte, verschwunden waren, fing Leonardo an zu laufen, was er vermochte, um die bedenkliche Nachricht seiner gnädigen Frau zu überbringen; denn er wußte sonst weit und breit keinen Menschen, dem er das schauerliche Geheimniß sicher hätte anvertrauen können.

IV. Die schreckliche Nachricht.

Der Warnungsversuch.

Frau Rosalinde dachte in ihrem Schlosse Hohenburg an nichts weniger, als an das große Unglück, das ihrem Beschützer, dem edlen Theobald, drohte. Fräulein Emma redete nur immer von den schönen Erzählungen der Pilger, und that an ihre Mutter eine Menge Fragen über das gelobte Land. Beyde besorgten den Tag hindurch ruhig ihre Geschäfte. Gegen Abend, da die Sonne nicht mehr so heiß schien, und eine liebliche kühle Luft wehte, gingen sie von dem Schloßberge hinab in das Thal, um ihre Aecker zu besehen. Alle Feldfrüchte standen herrlich. Einige Aecker prangten bereits mit gelben Aehren, und versprachen eine reichliche Ernte; andere, mit Spätflachs bebaut, waren von der lieblichen Flachsblüthe unvergleichlich schön blau. Mutter und Tochter hatten, da ihnen die Güter gleichsam wieder neu geschenkt waren, eine doppelte Freude daran, und dankten Gott noch ein Mahl so herzlich für seinen reichen Segen.

Da kam Leonardo, der Knabe, der die Pilger begleitet hatte, mit Schweiß bedeckt und fast außer Athem daher gesprungen. „O gnädige Frau!" rief er und schlug die Hände zusammen, „was ist doch das Schreckliches! Die zwey Männer sind keine Pilger, sondern Räuber und Mörder. Sie wollen den Ritter Theobald mit allen den Seinigen ermorden, sein Schloß plündern und verbrennen." Der Knabe war so entkräftet, daß er nicht weiter reden konnte. Er sank unter einen Birnbaum hin, der am Wege stand, hohlte sehr heftig Athem, wurde fast ohnmächtig, und brauchte lange, bis er wieder reden konnte.

Rosalinde und Emma waren über die schreckliche Nachricht fast außer sich. „O Gott im Himmel!"

rief die Mutter, „was für ein entsetzlicher Anschlag ist dieses! Ach, der gute, edle Mann — und die vortreffliche Frau!“

„Und die gute Agnes!“ rief die zitternde, todtenbleiche Emma. „Ach wenn sie und ihre Aeltern ermordet werden, so sterbe ich vor Jammer!“

„O Emma,“ sprach die Mutter, „ach, eile doch voraus auf das Schloß! Ich werde mit dem ermatteten Knaben hier so schnell nachkommen, als es möglich ist. Lauf aus allen Kräften, und rufe unsere Leute zusammen: sie sollen aufsitzen und nach Falkenburg eilen, um die guten Menschen zu warnen. Sie sollen reiten, so schnell sie können, und sollten auch die Pferde darüber zu Grunde gehen.“

Emma eilte so leicht und flüchtig, wie eine Gemse, den steilen Berg hinauf, und erreichte das Burgthor. Auf ihren Schreckensruf liefen alle Leute im Schlosse erschrocken im Schloßhofe zusammen. Emma erzählte kurz, wie Falkenburg in Gefahr stehe, durch Feuer und Schwert verheert zu werden. Die Umstehenden entsetzten sich, schmähten über die Pilger, und jammerten, als stünde ihr eigenes Schloß in Flammen.

Ueber eine Weile kam Rosalinde nach, und trat mit Leonardo, den sie unterwegs über die näheren Umstände befragt hatte, in den Schloßhof. „Was steht ihr müßig und jammert?“ rief sie. „Sitzt doch auf — eilet — rettet!“

„Das ist unmöglich, gnädige Frau!“ sagte der alte, eisgraue Stallmeister des seligen Ritters. „Die zwey Schurken haben einen zu großen Vorsprung. Sie sind jetzt keine Stunde mehr von Falkenburg entfernt. Bedenkt doch, wir haben auf dem Fahrwege bey fünfzehn Stunden dahin, und es ist bereits Abend. Wie könnte man den weiten, von langem Regen verdorbenen Weg bey dunkler Nacht so schnell zurücklegen? Auf dem besten Pferde getraute ich mir kaum vor Anbruch des Tages nach Falkenburg zu

kommen. Unsere alten Ackergäule aber taugen gar nicht zum Reiten, und unsere Kriegsrosse sind ja seit dem Tode des seligen Ritters verkauft. In der ganzen Gegend weit und breit ist kein Roß aufzutreiben, das den Ritt nur zur Hälfte aushielt."

Die edle Frau stand da, und rang die Hände. Sie blickte schmerzlich zum Himmel, und Thränen flossen über ihre Wangen. „So ist denn keine Hülfe — als bey dir, o Gott!" rief sie mit aufgehobenen Händen. „Erbarme denn du dich der edlen Menschen, die sich meiner so liebreich erbarmet haben! — O Emma — bethe — bethe doch, daß Gott das Vorhaben der Bösewichter vereitle!"

Emma faltete die Hände und bethete mit Augen voll Thränen: „Lieber Gott! Hilf ihnen doch, wie sie uns auch geholfen haben." Alle Leute im Schloßhofe falteten die Hände, und stimmten in ihr Gebeth mit ein.

„O ihr lieben Leute!" fing die Mutter wieder an, „so schwer, ja beynahe unmöglich es seyn mag, vor Mitternacht Falkenburg zu erreichen, so versucht es dennoch! Einige Worte könnten Aller Leben retten. An einigen Augenblicken ist Alles gelegen! Ach, wenn nur Leonardo nicht so ermüdet und vom schnellen Laufen fast krank wäre! — Er ginge sogleich. Aber du, Martin!" sagte sie zu einem jungen Knechte, „du hast auch schnelle Füße. Mache du dich auf den Weg. Der Fußweg ist ja wohl um ein Drittheil näher. Ich schenke dir hundert Goldgulden, wenn du noch zu rechter Zeit zu Falkenburg anlangst."

„Es ist nicht möglich," sagte der Knecht. „Wer wollte in der finstern Nacht die schmalen Fußsteige durch das Gebirg finden, ohne zehn Mahl in Abgründe zu stürzen!"

„Zudem," sprach Leonardo, „ist der einzige Steg über den Strom abgeworfen. Man müße Flügel haben, um hinüber zu kommen."

„Flügel!“ rief Emma, und ihre Augen glänzten von Freude. „Jetzt fällt mir ein, wie wir eine Bothschaft nach Falkenburg schicken können. Ritter Theobald sagte mir, ich müsse mein Täubchen anfangs wohl einschließen, sonst würde es sogleich zurück fliegen. So weit es auch sey, sagte er, es finde den Weg sicher. Wir wollen daher der Taube ein kleines Briefchen anhängen, so bringt sie es gewiß bald nach Falkenburg.“

„O Gott, dir sey Dank!“ rief die Mutter; „ich denke, du hast unser Flehen erhört. Emma, diesen Gedanken gab dir dein guter Engel ein!“

Emma sprang sogleich fort, ihr Täubchen zu hohlen. Die Mutter eilte auf ihr Zimmer und schrieb die Nachricht auf ein kleines Blättchen, das sie fest zusammen rollte und an dem rothen Halsbändchen, mit dem Emma die Taube geziert hatte, befestigte. Emma, von ihrer Mutter, dem alten Stallmeister und allen Knechten und Mägden begleitet, trug hierauf die Taube ins Freye hinaus vor das Schloß und ließ sie fliegen. Die Taube flog hoch empor in die blaue Luft, schwebte eine Zeit hin und her, und nahm dann plötzlich mit eilenden Flügeln ihren Flug nach Falkenburg zu. Alle Einwohner des Schlosses waren hoch erfreut und priesen den glücklichen Einfall des Fräuleins. Alle begleiteten die Taube mit tausend guten Wünschen und herzlichen Gebethen. Kein Schiff mit Gold beladen war je unter so heißen Segenswünschen abgesegelt.

Frau Rosalinde und Fräulein Emma waren indeß doch voll ängstlicher Sorge. „Wird die Taube wohl auch an Ort und Stelle kommen?“ sagte die Mutter. „Wenn sie einem Raubvogel in die Klauen fiele; wenn sie den weiten Flug nicht aushielte und sich verspätete; wenn sie zu Falkenburg nicht bemerkt und nicht eingelassen würde — ach welch ein entsetzliches Unglück entstünde daraus!“ Mutter und Tochter setzten sich an das Fenster, das gegen

Falkenburg sah. Sie schauten mit sehnlichen Blicken, unter stetem Herzensgebeth, in die Gegend. Es war ihnen unbeschreiblich bange. Sie getrauten es sich kaum zu denken — ein Feuerzeichen am Himmel müsse es ihnen verkünden, wenn die Taube mit dem Briefchen nicht richtig eingetroffen wäre. Sie wichen nicht mehr von dem Fenster, und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Mitternacht war schon vorbey; ein fürchterlicher Sturmwind brauste durch den Wald, die Gegend von Falkenburg lag in tiefem Dunkel. Jetzt wurde es aber zu ihrem Entsetzen dorthin helle; da zitterten sie beyde und betheten. „Ach Gott," rief Emma, „jetzt schlägt die Flamme empor — immer höher und höher! Ach sieh, wie der Sturmwind sie seitwärts beugt!" Mutter und Tochter fielen beynahe in Ohnmacht. Allein — zu ihrer großen Freude — wurden sie bald ihres Irrthums gewahr. Die vermeinte Flamme war die gebogene Spitze des Mondes im letzten Viertel, der in der dunstigen Luft mit feuerfarbenem Glanze aufging, und bald, einer Sichel ähnlich, über den fernen Bergen schwebte. Sie blieben am Fenster, bemerkten aber durchaus nichts von jener furchtbaren Röthe, die bey einer fernen Feuersbrunst am nächtlichen Himmel erscheint. Endlich brach der Tag an — und mit Freuden und herzlichem Danke gegen Gott begrüßten sie nach überstandener Schreckensnacht das freundliche Morgenroth.

V. Das entdeckte Verbrechen.

Die gelungene Warnung.

Rosalinde und Emma wußten nun wohl, daß es den Bösewichtern nicht gelungen sey, Falkenburg in Asche zu legen; allein sie waren noch immer höchst bekümmert, ob dem edlen Ritter und seinen lieben Angehörigen nichts am Leben geschehen sey. „Ach, was gäbe ich um eine gute Nachricht von Falkenburg!" sagte Rosalinde öfter. „All mein Schmuck wäre mir nicht zu viel."

„Und ich," sagte Emma, „wollte all' mein Schatzgeld mit Freuden dazu legen." — Indeß war das, was in der verflossenen Nacht zu Falkenburg vorgegangen war, für sie jetzt noch ein Geheimniß, und es blieb ihnen nichts anders übrig, als geduldig auf weitere Nachrichten zu warten. Die Sache war aber so gegangen:

Ritter Theobald, Frau Othilia und Fräulein Agnes hatten sich am vorigen Abende vergnügt und ohne Sorge zu Tische gesetzt. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Ihre feurigen Strahlen schienen durch die runden Fensterscheiben, und erleuchteten den alterthümlichen Speisesaal. Da meldete ein Kriegsknecht die zwey Pilger. Der Ritter befahl, sie gut zu bewirthen. „Nach Tisch," sagte er, „will ich sie sprechen; dann sollen sie herauf kommen und uns von ihrer Pilgerfahrt erzählen. Gebt ihnen indessen einen Krug Wein, damit sie gesprächig werden." Der Knecht ging, und Agnes freute sich schon zum voraus auf die schönen Erzählungen, Ach, keines ahnete, welch ein schreckliches Unglück ihnen drohe!

Wie sie nun so fröhlich und traulich beysammen saßen und redeten — rief Agnes auf ein Mahl verwundert: „Je, mein Täubchen!" Wirklich war es mit ausgespannten Flügeln vor dem Fenster und

pickte an die Scheiben, als bäthe es, daß man es herein lassen möchte. Agnes öffnete das Fenster, und sogleich flog das Täubchen ihr auf die Schulter und liebkosete sie. „Sieh doch, was für ein nettes, rothes Halsbändchen es hat," sagte die Mutter; „und da hängt ja gar ein zusammen gerolltes Papier daran — ich glaube gar ein Briefchen. Was die Kinder doch für seltsame Einfälle haben."

Der Ritter besah das Papier näher — und las die Worte darauf: „Augenblicklich zu lesen." „Nun," sagte er lächelnd, „das wird große Eile haben!" Er rollte das Blatt auf, sah hinein — und entfärbte sich. „Gott im Himmel!" rief er, „was ist das?" — „Was ist's denn?" riefen Mutter und Tochter erschrocken. Der Ritter las: „Sehr edler Herr! Die zwey Pilger, die heute Abend zu euch kommen, sind zwey Räuber von der großen Bande, die ihr besiegt habt. Der Aeltere heißt Lupo, der Jüngere Orso. Sie tragen Harnische und scharfe Dolche unter ihren Pilgerkleidern. Diese Nacht wollen sie euch, eure Frau und Fräulein Agnes, so wie alle eure Leute ermorden, euer Schloß plündern und in Brand stecken. Mit eurer Ritterkleidung, der goldenen Kette und dem Kreuze von Edelsteinen geschmückt, wollen sie dann noch mehrere Menschen betriegen. Noch sieben Bösewichter in der Gegend warten nur auf das verabredete Zeichen — drey Lichter unter dem Fenster der Pilgerstube — um heimlich in das Schloß zu kommen und ihnen zu helfen. Die zwey Räuber wollen ihnen das kleine Gartenpförtchen heimlich öffnen und sie herein lassen. Gott gebe, daß die Taube glücklich ankomme, und ihr alle gerettet werdet. Euch auf einem andern Wege eine Nachricht zu senden, war unmöglich. Laßt doch augenblicklich durch einen reitenden Bothen eure Rettung melden — eurer dankbaren Rosalinde."

„O Gott," rief die Mutter gerührt, „wie wunderbar bist du! Die Taube ist ein Bothe des Him-

mels, wie einst die Taube des Noe, die den Oehlzweig in die Arche brachte. O Agnes! laß uns Gott auf den Knien danken, wie jene frommen Menschen in der Arche. Er rettet uns eben so wunderbar!"

Auch der Ritter ließ sich auf ein Knie nieder und rief, mit gefalteten Händen zum Himmel blickend: „O Gott, dir sey Dank!" Er hieß dann seine Gemahlinn und seine Tochter in ein anderes Zimmer gehen, warf sich in seinen Harnisch, und befahl einem Paar seiner stärksten Reitersknechte, bey der Hand zu seyn.

Hierauf ließ er den zwey Pilgern wissen, sie möchten herauf kommen. Mit gar demüthigen Mienen und vielen Verbeugungen traten sie in das Zimmer, und Lupo, der das Wort führte, fing mit süßlächelnder Miene und ganz ausnehmender Höflichkeit an: „Edelgestrenger Herr und Ritter! Wir kommen eben geraden Weges von Hohenburg, und sind die Ueberbringer von tausend und abermahl tausend freundlichen Begrüßungen. O wie glücklich schätzen wir uns, den Mann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, dessen Heldenruhm die Welt erfüllt, den alle Bedrängte, alle Witwen und Waisen anbethen, und den die fromme Rosalinde, als ihren glorreichen Beschützer, nicht genug loben und preisen konnte! Ach, was das für eine gottselige Frau ist! Sie überhäufte uns Mindeste mit unverdienten Ehren. Und was ihr zartes Töchterlein Emma für ein holdseliges Fräulein ist! Der kleine Engel zerfloß ganz in Thränen, als wir von unserer andächtigen Pilgerfahrt erzählten. Doch — wir haben euch — und den hoch und liebwerthesten Eurigen noch stundenlang von Hohenburg zu erzählen. Für jetzt entledigen wir uns nur noch des Auftrages, euch zu melden, daß Mutter und Tochter, und besonders das artige, allerliebste Täubchen, sich dermahlen noch alle drey im höchsten Wohlseyn befinden.

Ritter Theobald ward durch diese übertriebenen Schmeicheleyen, die ihm in der Seele zuwider waren, noch mehr aufgebracht. Indeß hielt er sich noch zurück, und fragte sehr ernst aber ganz ruhig: „Wer seyd ihr?" — Arme Pilgersleute," antworteten sie, „kommen aus dem gelobten Lande, ziehen unserer Heimath zu, nach Thüringen, wo wir geboren sind." — „Wie heißt ihr?" fragte der Ritter weiter. — „Ich heiße Herrmann," sagte Lupo, „und mein junger Vetter da heißt Burkhard." — „Was wollt ihr auf diesem Schlosse?" fuhr der Ritter fort. — „Nichts als eine Nachtherberge," sagten sie, sich verneigend; „morgen mit dem Hahnenruf ziehen wir weiter. O wie werden sich die Unsern freuen, uns wieder zu sehen."

„Ihr lügt!" rief jetzt der Ritter mit donnernder Stimme. „Ihr heißt nicht Herrmann und Burkhard; sondern du, alter Schurke, heißt Lupo, und du, junger Bösewicht, Orso. Ihr kommt nicht aus dem gelobten Lande, und seyd keine Pilger, sondern Räuber, Meuchelmörder und Mordbrenner. Thüringen ist nicht eure Heimath; ihr seyd keine Deutschen. Nicht eine Nachtherberge zu suchen, sondern um zu morden und zu rauben, zu sengen und zu brennen, seyd ihr hieher gekommen. Der Lohn, den eure Thaten verdienen, soll euch werden. Durch Schwert und Feuer sollt ihr hingerichtet werden. — Was? Ihr solltet Ritterkleidung, Kreuz und Kette von mir tragen? Auf, ihr Knechte! reißt ihnen ihre betriegerische Kleidung ab, damit sie in ihrer wahren Tracht da stehen. Entwaffnet sie, legt sie in Ketten, und werft sie zu unterst in den Thurm."

Die Knechte packten sie und rissen ihnen die Pilgerkleidung ab. Da standen sie nun geharnischt. „O der abscheulichen Heucheley!" sprach der Ritter; „unter dem Scheine der Frömmigkeit fromme Gemüther so zu betriegen! Dieser Frevel allein verdiente schon den Tod." Sie wurden beyde kreuzweis gefesselt und in den Thurm geworfen.

Wie sie beyde unten im Thurme lagen, da sagte der Jüngere: „Mich wundert nur, wie der Ritter alles so haarklein wissen kann. Er weiß ja sogar das, was wir erst unterwegs miteinander verabredeten, daß wir seine Kleidung tragen und uns künftig für Ritter ausgeben wollten. Sollte der Knabe, der uns begleitete, unsere Sprache dennoch verstanden und uns verrathen haben?"

„Da müßte er oben bey den Fenstern des Schlosses herein geflogen seyn," sagte der Alte. „Ich gab genau Acht, und ließ die Schloßpforte nicht aus dem Auge. Kein Mensch kam über die Zugbrücke, seit wir herein gekommen. Das geht einmahl nicht mit rechten Dingen her! Der Ritter hat einen Bund mit der Hölle."

Der alte Bösewicht gerieth so in Wuth, daß er die schrecklichsten Flüche über den Ritter ausstieß. „Dieser grausame Theobald," sagte er unter anderm mit schäumendem Munde, „hat allein die Schuld an unserm ganzen Unglücke". Der verstockte Lupo wollte es nicht einsehen, daß er sich selbst durch seine Uebelthaten unglücklich gemacht habe.

Orso, der jüngere Räuber, fing aber an zu weinen und zu jammern, und dem Alten Vorwürfe zu machen. „O daß ich deinen falschen Vorspiegelungen nicht geglaubt hätte!" sagte er. „Du versprachst mir ein lustiges Leben in Ehre und Ueberfluß, und jetzt wartet meiner nichts als der schmählichste Tod. Du wolltest es mir immer ausreden, das unsere Thaten böse seyen, daß Gott das Böse in jener und oft auch schon in dieser Welt fürchterlich strafe. Allein eine Stimme in meinem Innersten sprach immer ganz anders, und kündete mir die bevorstehende Strafe an. O daß ich dieser Stimme geglaubt hätte! Was helfen mir jetzt alle bereits geraubten Schätze? Hätte ich mich von der schlechtesten Arbeit, vom Holzspalten oder Karrenschieben, redlich und ehrlich genährt, und dabey ein gutes Gewissen bewahrt,

wie glücklich wäre ich im Vergleich mit meinem jetzigen Zustande! Aber nun hat die Hand des höchsten Richters, der die geheimsten Missethaten sieht und straft, mich ergriffen und in dieses schauerliche Gefängniß herab gestürzt. In dieser Welt ist's mit mir vorbey. O daß ich doch in jener Welt noch Gnade finden möge! — O daß ich doch alle Menschen warnen könnte, damit sie nicht auch von der Begierde nach Reichthum und Wollust sich zu Sünde und Laster verführen lassen, und sich nicht auch in einen solchen Abgrund von Elend stürzen, wie ich!"

Die Kriegsknechte im Schlosse hatten indeß auf Befehl des Ritters noch ein anderes Geschäft zu besorgen. Sie stellten, sobald es dunkel geworden und die Sterne am nächtlichen Himmel glänzten, drey brennende Kerzen unter das Fenster der Stube, die gewöhnlich den Pilgern und andern ehrbaren Wanderern zum Uebernachten angewiesen wurde. Hierauf begab der Thorwärter, auf dessen Klugheit der Ritter rechnen konnte, sich mit sieben Kriegsknechten in den Schloßhof, und lauerte an dem kleinen Pförtchen der Mauer, bis die Räuber kämen. Er wartete lange vergebens. Die Mitternachtsstunde war vorüber; der Mond ging auf und erhellte bereits die Zinne des alten Schloßthurms. Die Knechte waren darüber voll Verdruß. Jetzt ist alle unsere Mühe umsonst," sagten sie; „die Schurken werden uns sogleich erkennen und entfliehen."

„Mir fällt ein Mittel ein," sprach der Thorwärter, „sie sicher herein zu locken." Er ging eilig, kam aber sogleich wieder zurück. Er hatte eines der Pilgerkleider angezogen und einen Muschelhut aufgesetzt. „So," sprach er, „werden sie mich nicht erkennen; ihr aber stellt euch dort hinter den Pfeiler der Mauer, damit sie euch nicht sogleich sehen." Sie warteten auf's Neue mit Ungeduld.

Endlich klopfte etwas leise außen an dem Thürchen. Der Thorwärter machte leise auf. Ein Räu-

der stand unter dem Pförtchen, sah ihn in der Verkleidung für seinen Spießgesellen an, und sprach mit heimlicher Stimme: „Kommen wir recht?" — „Gerade recht!" sagte der Thorwärter eben so heimlich; „seyd nur stille, und kommt alle herein!"

Alle sieben schlichen, einer noch dem andern, auf den Zehen herein. Sie trugen Schwefel und Pechkränze bey sich, und Jeder hatte ein Schwert umgegürtet. Als der Letzte herein war, schloß der Thorwärter das Thürchen, steckte den Schlüssel zu sich, und schrie laut: „Jetzt gilt's!"

Plötzlich sprangen die Knechte herbey, fielen über die Räuber her, und jeder packte seinen Mann. Im nähmlichen Augenblicke kam der Ritter, in voller Rüstung und von mehreren Knechten mit brennenden Fackeln und blitzenden Schwertern begleitet, in den Schloßhof. Die dämmernde Mondnacht glich auf ein Mahl dem hellen Tage. Die Räuber waren vor Schrecken fast des Todes, und hatten nicht einmahl Zeit gefunden, das Schwert zu ziehen. Mit leichter Mühe wurden sie überwältigt, in Ketten gelegt und in das Gefängniß geworfen, um den Lohn ihrer Missethaten zu empfangen.

„So," sagte der Ritter, „geht es jedem, der Böses thut, und wer immer seinem Nächsten eine Grube gräbt, der stürzt am Ende selbst hinein."

VI. Wohlthun trägt reiche Zinsen.

Zu Hohenburg warteten Frau Rosalinde und Fräulein Emma noch immer sehnlich und nicht ohne bange Besorgnisse auf einen Bothen von Falkenburg. Emma lief in einer Stunde wohl zehn Mahl die steinernen Staffeln der Wendelstiege hinauf zu dem Thurmwächter, um selbst zu sehen, ob der Bothe denn noch nicht komme — und sie sah sich fast die Augen aus. Als Mittag vorüber war und sich noch kein Reitender blicken ließ, empfanden Mutter und Tochter auf's Neue eine große Herzensangst, und jede Stunde kam ihnen so lange vor, daß sie das Ende derselben kaum zu erleben glaubten. Endlich gegen Abend, da Emma wieder oben auf dem Thurm war, kam auf der kleinen Straße, die zum Schlosse führte, ein Wagen, von mehreren Reitern begleitet, aus dem Walde hervor. Emma flog die Wendeltreppe herab und rief ihrer Mutter voll Entzücken zu: „Sie kommen selbst! Sie sind's gewiß!" Mutter und Tochter eilten sogleich den Schloßberg hinab, und gingen ihnen eine Strecke Weges entgegen.

Ritter Theobald, seine Gemahlinn und Tochter, hatten sich schon lange vor Anbruch des Tages auf die Reise gemacht, die Freudennachricht von ihrer glücklichen Errettung selbst zu überbringen und mündlich zu danken. Ritter Theobald sprang, sobald er Rosalinde und Emma erblickte, vom Pferde — und Frau Othilia und Agnes stiegen aus dem Wagen, grüßten sie auf das freundlichste, und dankten ihnen mit einer Herzlichkeit, die nicht auszusprechen ist. Alle waren hoch erfreut, und gingen unter wechselweisen Erkundigungen und Erzählungen den Schloßberg miteinander zu Fuß hinauf.

Der Abend ihres glücklichen Wiedersehens nach einer so großen Gefahr wurde mit einer Freudenmahlzeit gefeyert. Alle waren höchst vergnügt und sprachen beständig von dieser Geschichte. Auch Leo-

nardo, der bey Tische aufwartete, mußte jedes Wort erzählen, das die Räuber mit einander gesprochen hatten. Er that es sehr gerne. Besonders ausführlich erzählte er, wie der jüngere Räuber dort an jenem Abgrunde für ihn gebethen habe, ihn nicht hinab zu werfen. „Deßhalb," sagte Leonardo, „möchte ich für den unglücklichen Menschen jetzt auch bitten. Da er viel mildere Gesinnungen zeigte, so dürfte er doch auch mit einer milderen Strafe davon kommen." Alle gaben hierin dem guten Knaben Recht.

Am Ende der Mahlzeit ergriff Ritter Theobald den silbernen Becher und rief: „Es lebe Fräulein Emma! Ihrem glücklichen Einfall, das Täubchen zum Briefbothen zu machen, haben wir Falkenburger es zu danken, daß wir nicht unter dem Schutte der abgebrannten Burg begraben liegen."

„O nein," sagte die bescheidene Emma erröthend; „die Freundlichkeit, mit der Agnes sich des armen Täubchens erbarmte, und die Güte, mit der sie es dann mir schenkte, waren die ersten Ursachen dieser glücklichen Begebenheit. Ihr gebühret die Ehre."

„Gottlob!" sprach Rosalinde, „daß wir Aeltern mit euch beyden Kindern zufrieden seyn dürfen. Indeß werdet nur nicht stolz darauf, ihr Mädchen! Denn sehet, der arme Waisenknabe Leonardo hier, der voll dankbarer Liebe zu unsern Wohlthätern sich außer Athem und fast zu Tode gelaufen, hat ohne Vergleich mehr gethan, als ihr."

„Wahrhaftig," sprach Ritter Theobald, „ihr habt Recht!" Er füllte seinen silbernen Becher mit Wein, trank erst ein wenig, reichte ihn dann dem Knaben und sagte: „Da, trink ein Mahl auf unser Wohl! Du mußt mir einst ein Edelknappe werden; denn dein treues Herz adelt dich, und gibt dir den giltigsten Anspruch darauf."

Othilia sprach: „Auch dem guten, menschenfreundlichen Adalrich gebührt noch eine dankbare

Thräne! Denn hätte er den armen Knaben nicht voll Erbarmens mit sich auf sein Schloß genommen — wie stünde es jetzt mit uns?

„Es ist wahr," sagte Emma's Mutter, „die Wohlthat, die mein seliger Adalrich dem armen Waisenknaben erwies, ward uns durch eure Rettung, die uns so herzlich freut, als wäre sie uns selbst widerfahren, hundertfältig vergolten. Allein, hat Ritter Theobald weniger edel an mir und meiner Emma hier, die auch eine vaterlose Waise ist, gehandelt? Seine Huld, mit der er uns aufnahm, und uns gegen unsere Feinde schützte, konnte nicht unbelohnt bleiben. Ihn, der uns gerettet, rettete Gott wieder. Eben so hat er, der treue Vergelter alles Guten, der gütigen Othilia und der freundlichen Agnes ihre Liebe gegen uns vergolten. Ihm sey Lob und Dank!"

„Ja," beschloß der Ritter, „Gott gebührt — wie allemahl, so auch hier — der erste Dank! Er hat gnädig auf uns herab gesehen, und durch ein schuldloses Täubchen große und mächtige Dinge an uns gethan. Ihm sey unendlicher Dank! Indeß wollen wir auch gegen edle Menschen nicht undankbar seyn! Was mein Schwert nicht vermocht hätte — meine eigene Burg gegen List und Trug vor dem Untergange zu schützen — das führte Fräulein Emma mit Hülfe eines Täubchens aus. Auch Frauen, ja Kinder vermögen viel Gutes zu stiften, wenn sie eines guten Willens sind und von ganzem Herzen auf den Herrn vertrauen, wie Rosalinde und Emma. Und da Fräulein Emma einst Besitzerinn dieses Schlosses wird, und in ihrem kindlichen Alter, ohne Schwert, dem Reiche eine Gränzfeste erhalten hat: so werde ich darauf antragen, daß ihr der Kaiser gestatte, eine weiße Taube mit einem grünen Oehlzweige in ihrem Wapen zu führen."

Othilia sagte: „Das hast du sehr gut ausgedacht, und mußt es zu Stande bringen. Indessen

möchte auch ich der lieben Emma eine kleine Freude machen." Sie winkte ihrer Tochter. Agnes ging hinaus — und über eine kleine Weile flog das Täubchen herein. Agnes hatte es in einem Körbchen mitgebracht, allein ihrer kleinen Freundinn bisher nichts davon gesagt. Das Täubchen setzte sich nun auf Emma's ausgestreckte Hand, und zu deren freudigem Erstaunen hatte es einen goldenen Oehlzweig mit goldenen Blättchen im Schnabel. Othilia aber sagte; „Der goldene Oehlzweig, das schöne Sinnbild der Rettung aus Gefahren, sey euch, liebe Emma, ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit. Meine selige Mutter gab ihn mir einmahl zum Geschenk, und ich trug ihn ehemahls als eine Haarnadel, wozu er auch bestimmt ist. Die fromme Mutter sagte mir, als sie mir den Oehlzweig gab, einen Reim, der durch diese Geschichte sehr schön erfüllt ward, und so lautet:

Lasst felsenfest uns auf den Herrn vertrauen,
Auf Ihn, gleich Jenen in der Arche, bauen —
So sendet dann zur Zeit der Noth
Uns sich're Hülf' — der liebe Gott!

Der Weihnachtsabend.

Anton. *O Vater aller armen Waisen!*

Anton Zeitz sc.

Der Weihnachtsabend.

*

Kein Sperling fällt,
Herr! ohne deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält? —

Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden
Und biethe jedem Feinde Trotz.

Gellert.

I. Das Weihnachts-Lied.

(Hiezu gehört das Kupfer.)

An dem heiligen Abende vor dem Weihnachtsfeste wanderte der arme Anton, ein holder Knabe von acht Jahren, noch durch die schneebedeckte Gegend hin. Des armen Kleinen blonde Locken waren von der Kälte angeduftet, und seine beyden Wangen glühten hochroth von Frost. Er war nach Soldatenart gekleidet, und hatte ein niedliches blaues Husarenjäckchen an. In der Rechten führte er einen dicken Stecken von Schlehendorn, und auf dem Rücken trug er ein kleines Reisebündelchen, in dem sich all sein Hab' und Gut befand. Er war aber fröhlich und guter Dinge, und hatte an der schönen weißen Winterlandschaft umher und an den bereiften Hecken und Gesträuchen am Wege seine herzliche Freude. Indeß ging die Sonne gluthroth unter; die angedufteten Halme und Zweige umher flimmerten wie mit röthlichen Fünkchen bestreut, und die Gipfel des nahen Tannenwaldes strahlten im Abendgolde.

Anton dachte, das nächste Dorf, das jenseits des Waldes lag, noch leicht zu erreichen, und ging muthig in den dicken, finstern Wald hinein. Er hoffte in dem Dorfe gute Weihnachtsfeyertage zu bekommen, denn er hatte gehört, die Bauern dort seyen sehr vermögliche und gutherzige Leute. Allein er war noch keine Viertelstunde gegangen, so kam er vom rechten Wege ab und verirrte sich in die wildeste Gegend des rauhen, bergigen Wal-

des. Er mußte fast beständig durch tiefen Schnee waten, und einige Mahle versank er beynahe in Gruben und Schluchten, die unter dem Schnee versteckt waren. Die Nacht brach ein, und es erhob sich ein kalter Wind. Wolken überzogen den Himmel und verdunkelten jedes Sternlein, das durch die schwarzen Tannenäste funkelte. Es ward sehr finster und fing auf's Neue an heftig zu schneyen.

Der arme Knabe fand keine Spur mehr von einem Wege, und wußte nicht mehr wo an und wo aus. Müde vom langen Umherirren vermochte er nicht mehr weiter zu gehen. Er blieb stehen, zitterte vor Frost, und fing an schmerzlich zu weinen. Er legte sein Wanderbündelchen in den Schnee, kniete darneben nieder, nahm sein Käppchen ab, erhob seine starren Hände zum Himmel, und bethete unter heißen Thränen: „Ach du lieber Vater im Himmel! Ach laß mich doch nicht in diesem wilden Walde, in Nacht und Frost umkommen. Sieh, ich bin ja ein armes Waislein, und habe keinen Vater und keine Mutter mehr! Ich habe Niemand mehr als dich. Aber du bist ja der Vater aller armen Waisen. O laß mich nicht erfrieren; erbarme dich deines armen Kindes. Es ist ja heute die Nacht, in der dein lieber Sohn zur Welt geboren wurde. Um seiner Willen erhöre mich! Ach, laß nicht in eben der Nacht, da sich alle Welt über die Geburt des göttlichen Kindes freut, mich armen Knaben hier einsam im Walde sterben." Er legte sein müdes Haupt auf sein kleines Bündelchen, schluchzte und weinte bitterlich!

Aber horch — da erklang es mit einem Mahle, seitwärts von der Höhe herab, lieblich wie Harfentöne; ein wunderschöner Gesang erhob sich, und hallte von den Felsen wieder. Dem Knaben war es nicht anders, als hörte er die heiligen Engel Gottes singen. Er stand auf, horchte und faltete die Hände. Der Wind hatte sich gelegt, und kein Lüftchen regte sich. Unaussprechlich lieblich erklang der Gesang in

der tiefen nächtlichen Stille des Waldes. Jetzt vernahm er deutlich die Worte:

O sey getrost in jeder Noth:
Denn sieh, den liebsten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf ihn vertrau' und fasse Muth,
Was schlimm ist, macht er wieder gut;
Er liebt dich wie sein Leben.

Jetzt war es wieder stille; nur klangen noch wie ein leiser Wiederhall, einige sanfte Harfentöne nach. Dem guten Anton wurde es wunderbar um das Herz. „Ach, sagte er, so muß es den Hirten zu Bethlehem gewesen seyn, als sie in jener heiligen Nacht den himmlischen Gesang vernahmen. Ich will wieder frischen Muth fassen und fröhlich seyn. Sicher wohnen gute Menschen in der Nähe, die sich meiner annehmen, denn ich hoffe, daß sie nicht nur so schön singen, wie Engel, sondern auch so gut und freundlich gesinnt seyen, wie die Engel!" Er nahm sein Bündelchen und ging die Anhöhe hinauf — der Gegend zu, woher er den lieblichen Gesang vernommen hatte. Kaum war er einige Schritte durch das Gebüsch gegangen, so glänzte ihm ein heller Lichtstrahl entgegen, der sogleich wieder verschwand, über eine Weile aber wieder erschien, dann wieder auf einige Augenblicke verschwand, dann wieder heller glänzte, und so wechselweise. Anton ging freudig vorwärts, und kam an ein Haus, das einsam im Walde stand. Er klopfte zwey, drey Mahl an der Hausthüre; er hörte wohl mehrere fröhliche Stimmen in dem Hause, aber Niemand antwortete ihm. Er versuchte nun die Thüre zu öffnen; sie war nur mit der Thürschnalle geschlossen. Er ging hinein, tappte lange in dem dunkeln Hausgange umher, und suchte die Stubenthüre. Endlich fand er sie, machte sie auf — und blieb höchst erstaunt

stehen. Ein heller Glanz von mehreren Lichtern strahlte ihm entgegen. Es war ihm nicht anders, als blicke er in das Paradies, in den offenen Himmel.

In der Ecke der Stube, zwischen den zwey Fenstern, war eine überaus schöne Frühlingslandschaft ganz nach der Natur im Kleinen abgebildet — eine gebirgige Gegend mit hohen bemoosten Felsen, grünenden Tannenwäldern, ländlichen Hütten, weidenden Schafen nebst ihren Hirten, und einer kleinen Stadt oben auf dem Berge. In Mitte der Landschaft war aber eine Felsenhöhle; da sah man das Kind Jesu — die heilige Mutter — den ehrwürdigen Joseph — die anbethenden Hirten, und oben schwebten die jubelnden Engel. Die ganze Landschaft flimmerte von einem wundersamen Glanze: sie war wie mit unzähligen, winzig kleinen Sternlein besäet, so wie etwa Laub und Moos an Bäumen und Felsen schimmern, wenn sie an einem Frühlingsmorgen von reichlichem Thaue tröpfeln.

Die Einwohner des Hauses waren um die schöne Vorstellung, des Kindes Jesu in der Krippe, versammelt. An einer Seite saß der Vater und hatte eine Harfe zwischen den Knien stehen; an der andern Seite saß die Mutter mit dem kleinsten Kinde auf dem Schooße. Zwey liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, standen zwischen den beyden Aeltern, blickten andächtig zur Krippe des Heilandes hinauf, und erhoben die Hände gleich den frommen Hirten, die vor der Krippe knieten. Jetzt griff der Vater wieder in die Harfe, und die Mutter sang mit ihrer lieblichen Engelsstimme noch ein Mahl das Lied, von dem Anton jene Worte gehört hatte. Die zwey Kinder sangen mit ihren zarten, hellen Stimmchen freudig mit, und der Vater begleitete den Gesang mit seiner angenehmen Baßstimme und dem lieblichen Harfenspiel. Sie sangen:

Vor dir, du holdes Himmelskind,
Dem Gottes Engel dienstbar sind,
Fall' ich anbethend nieder —
Und freue mit Maria mich,
Und preise mit den Engeln dich,
Und singe Jubellieder!

In dir erscheint uns Gottes Heil,
Dich lieben ist der beste Theil,
Du Liebe ohne Gleichen!
Zwar spricht noch deine Lippe nicht,
Doch sagt dein mildes Angesicht
Dem Armen wie dem Reichen:

„O sey getrost in jeder Noth,
Denn sieh, den liebsten Sohn hat Gott
Zum Heiland dir gegeben!
Auf ihn vertrau' und fasse Muth,
Was schlimm ist, macht er wieder gut;
Er liebt dich wie sein Leben."

„Und kömmt ein armes Kind in Noth
Vor deine Thür', sag' nicht: Helf Gott!
Sollst seiner dich erbarmen!
Fühlst du für Gottes Liebe Dank,
Lass liebreich es bey Speis und Trank
An deinem Herd erwärmen."

Anton stand noch immer unter der geöffneten Thüre, und hielt die Thürschnalle in der einen, Käppchen und Stecken in der andern Hand. Seine Augen waren beständig auf die schöne Vorstellung der Krippe Jesu gerichtet, und mit offenem Munde horchte er auf den Gesang und das Harfenspiel. Niemand bemerkte ihn. Jetzt fühlte aber die Mutter die Kälte, die durch die offene Thür in die Stube drang und blickte nach der Thüre: „Lieber Gott!" rief sie, „wie kommt das Kind in der finstern Nacht

durch den dichten Wald hieher? Armer, armer Knabe — du hast dich gewiß verirrt!" — „Ach ja," sagte Anton, „ich habe mich im Walde verirrt!" Alle sahen jetzt nach der Thüre. Die zwey Kinder hatten ein herzliches Mitleid mit dem verirrten Knaben, blieben aber etwas scheu stehen, weil er ihnen fremd war. Die Mutter ging mit ihrem Kinde auf dem Arme zu ihm hin, und fragte ihn freundlich: „Wo bist du denn her, lieber Kleiner! wie heißt du und wer sind deine Aeltern?" — „O du lieber Gott!" sagte Anton mit Thränen in den blauen Augen: „Ich habe gar keine Heimath mehr. Ich heiße Anton Kroner. Mein Vater ist in dem Kriege umgekommen, und meine Mutter ist den letzten Herbst vor Jammer und Elend gestorben. Ich bin hier im Lande ganz fremd, und irre in der Welt umher, wie ein verlornes Lämmlein." Er fing an zu erzählen, wie er eben jetzt im Walde in so großer Noth gewesen, wie er da aber ihren Gesang gehört, und so den Weg zu ihrem Hause gefunden habe. Er wollte weiter reden; allein die Stimme versagte ihm; es fror ihn noch allzu sehr, und in der warmen Stube fühlte er die Wirkungen der Kälte erst recht. Er zitterte vor Frost und klapperte mit den Zähnen.

„Ach du armer Anton!" sagte die Mutter; „du kannst ja vor Frost kaum mehr reden, und hungerig und müde mußt du auch seyn. Leg dein Bündelchen ab, und setze dich nieder; ich will dir eine warme Suppe geben, und was sonst noch von dem Nachtessen übrig ist." Die zwey Kinder, Christian und Katharina, nahmen ihm nun voll Mitleid sein Käppchen, Stock und das Bündelchen ab. Katharine legte das letztere auf die Bank, Christian aber das Käppchen oben darauf und lehnte den Stecken in eine Ecke. Hierauf führten sie ihren kleinen Gast an den Tisch. Die Mutter brachte Suppe und ein großes Stück Festkuchen nebst gekochten Pflaumen. Sie setzte sich an die andere Seite des Tisches, und lächelte freund-

lich, daß Anton es sich so gut schmecken ließ. Die Kinder aber theilten ihm reichlich von ihrem Weihnachtsgeschenke mit — schöne rothwangige Aepfel, goldgelbe Birnen, und große braune Nüsse. Sogar das kleine Lieschen auf dem Schooße der Mutter schenkte ihm, auf Zureden der Mutter, das schöne purpurrothe Aepfelchen, das sie in dem kleinen Händchen hielt, und mit den zarten Fingerchen kaum umspannen konnte.

Die warme Suppe bekam dem erstarrten Anton sehr gut, und die liebliche Stubenwärme that ihm nunmehr so wohl, daß er wieder munter und fröhlich wurde. „Aber was ihr doch da in der Ecke eurer Stube Schönes habt!" fing er jetzt an. Er hatte schon unter dem Essen beständig nach der Krippe hinübergeblickt. „Das ist ja ein Frühling mitten im Winter!" sagte er. „So etwas Wunderschönes hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich muß es doch näher betrachten." Er sprang hin, und die zwey Kinder folgten ihm.

„Weißt aber auch, was das alles vorstellt?" fragte Katharine. — „Freylich weiß ich das," sagte Anton; „es stellt die Geburt Jesu vor. Was das für ein schönes, liebliches Kindlein ist! Sein Angesicht ist so schön weiß und roth, wie Lilien und Rosen. Und was es für glänzende Aeuglein hat, und wie freundlich es lächelt!" — „Das ist aber nicht das rechte Jesukindlein!" sagte Katharine. „Jesus ist jetzt kein Kind mehr; er ist schon lange in den Himmel aufgefahren." — „Das weiß ich wohl," sagte Anton. „Meinst du denn, ich sey ein Heide? Es ist ja schon bald zwey tausend Jahre, daß Jesus als ein Kind in der Krippe lag. Das alles hier ist nur so gemacht, damit wir Kinder es uns besser vorstellen können. Das da oben ist, glaube ich, die Stadt Bethlehem. Nicht so?" Katharine nickte. „Siehst du nun," sagte Anton, „daß ich alles weiß! Ich bin nicht so dumm, als du meinst."

Die Kinder lachten und machten nun Anton noch auf allerley Kleinigkeiten aufmerksam, die ihnen aber höchst wichtig vorkamen. „Sieh nur, Anton," sagte Katharine, „das schöne weiße Schaf hier mit krauser Wolle, und die zwey allerliebsten kleinen Schäflein darneben! Sieh, hier herum graset die übrige Herde, und dort steht der Hirt und bläst auf der Schalmeye. In dem niedlichen rothen Hüttchen mit Rädern schläft er zu Nacht." — „Siehst du auch," sprach Christian, „wie da aus dem Felsen ein kleines Quellchen, so fein wie ein Silberfädchen vorspringt, und sich in den hellen See ergießt? Sieh! zwey weiße Schwäne mit schöngebogenen Hälsen schwimmen auf dem See, und spiegeln sich in dem ruhigen, silberklaren Wasser." — „Dort," sagte Katharine, „kommt ein Hirtenmädchen den steilen Weg am Berge herab, und trägt ein zugedecktes Körbchen auf dem Kopfe. Darin werden wohl Aepfel oder Eyer seyn, die sie zur Krippe trägt." — „Und sieh," sagte Christian, „dort schiebt einer auf seinem Schiebkarren einen Sack die hohle Bergschlucht hinauf. Was aber in dem Sacke ist, weiß ich nicht zu sagen." — So unterhielten sich die Kinder höchst angenehm; kein kleines streifiges Schneckchen, das an dem Felsen klebte, und kein buntes Müschelchen am Ufer des Sees blieb unbemerkt.

„Nun wohl," sagte Anton, „das ist alles sehr schön. Allein das Schönste ist doch die Abbildung des himmlischen Kindes! Das freut mich am meisten. Denn um jenes Kindes willen, das hier abgebildet ist, hat mich der himmlische Vater aus meiner großen Noth errettet."

II. Geschichte des armen Antons.

Der Hausvater, in dessen Hause Anton so gut aufgenommen wurde, war ein Förster. Er saß, indessen die Kinder so mit einander plauderten, in seinem Lehnsessel am Ofen, und schien in Gedanken vertieft. Die Försterinn setzte sich, mit dem kleinsten Kinde auf dem Arm, neben ihn auf einen Stuhl, und sagte über eine Weile: „Warum bist du so stille, und über was sinnest du nach?" — „Ich sinne den letzten Reimen nach, die wir gesungen haben," sagte der Förster. „Du hast nun freylich gethan, wie sie lauten, und den armen Knaben gespeiset und erwärmt. Ich denke aber, wir könnten doch noch mehr an ihm thun. Sieh, es ist heute die heilige Nacht. Wir feyern das Andenken jener Nacht, in der das göttliche Kind geboren wurde, das zu unserm und aller Menschen Heil in die Welt gekommen. Und nun schickt Gott uns eben heute Nacht ein Kind her, dem wir zum Heile werden können. — Der Erlöser kam als ein Fremdling in die Welt, und hatte nichts, wo er sein Haupt hinlege, als wollte er die Gastfreundlichkeit der Menschen auf die Probe stellen. Die Einwohner von Bethlehem bestanden in dieser Probe schlecht, und verstießen ihn gleich-anfangs zu den Thieren des Stalles; sollten wir den Knaben da auch so verstoßen? Sag' mir aber deine Meinung aufrichtig, Elisabeth, was wir thun sollen!"

„Den Knaben annehmen," sagte die Försterinn freudig und freundlich. „Was ihr Einem von den Mindesten thut, das habt ihr mir gethan, sagte ja er, der in dieser Nacht geboren ward. Und der Anton scheint mir ein recht guter, sanfter Knabe zu seyn, der ein edles Gemüth hat. Er sieht so fromm und unschuldig aus, und, obwohl er bettelt, so ist er doch gar nicht keck und verwegen. Gewiß ist er ehrlicher Leute Kind. Er hat so eine feine Aussprache, und obwohl seine blaue Jacke etwas abgetragen,

so ist sie doch von recht gutem Tuche. Wo ihrer fünf essen, essen auch sechs. Wir wollen den Knaben behalten."

„Du bist doch eine gute, liebe Frau!" sagte der Förster, und drückte ihr die Hand. „Gott wird es dir vergelten, und was du an einem fremden Kinde thust, wird er unsern eigenen Kindern zu gut kommen lassen. Doch müssen wir den Knaben zuvor erst prüfen, ob er der Wohlthat werth ist."

„Anton, komm ein Mahl daher!" rief der Förster jetzt laut. Anton kam und stellte sich vor ihn hin, gerade und aufrecht, wie ein Soldat vor seinem Offizier steht.

„Dein Vater," fing der Förster an, „war also ein Soldat, und starb den Tod für's Vaterland. Nun, das ist wohl traurig für dich, allein für ihn ist es schön und rühmlich. Aber erzähle uns doch mehreres von deinen Aeltern. Wo waret ihr vor dem Kriege? Wie kam dein Vater um? Wie starb deine Mutter? Wie kamst du hieher in unsern Wald? Laß ein Mahl hören?"

Anton erzählte: „Meinen Vater, Gott habe ihn selig, nannten die Husaren ihren Herrn Wachtmeister. Unser Regiment lag, so lange ich denke, zu Glatz in Schlesien in Garnison. Meine Mutter nähte immer sehr fleißig und verdiente vieles. Sie war sehr geschickt. Da kam der Vater eines Tages eilig nach Hause und sagte: Es ist Krieg; wir müssen morgen fort! Er war ein tapferer Mann und wußte sich gut darein zu schicken. Meine Mutter aber hatte einen großen Schrecken und weinte bitterlich. Sie wollte ihn nicht allein ziehen lassen! der Abschied fiel ihr gar zu schwer. Auf ihr vieles Bitten nahm er uns endlich mit. Wir zogen weit — weit fort. Mit einem Mahl hieß es: Der Feind rückt an. Mein Vater und die Husaren mußten ihm entgegen. Meine Mutter und ich blieben zurück. Da wurde uns nun wohl recht bange, als wir in der

Ferne so fürchterlich schießen hörten. Ach, sagte die Mutter zu mir, bey jedem Schuß geht mir ein Stich durch's Herz. Denn ich weiß ja nicht, ob die Kugel nicht das Herz deines Vaters durchbohrt. Wir weinten und betheten, so lange das Schießen währte. Doch der Vater kam glücklich und unversehrt wieder zurück. So ging es nun öfter. Allein eines Tages kam nach einem Gefechte ein Husar mit des Vaters leerem Pferde in das Dorf gesprengt und sagte, der Vater sey schwer verwundet; er liege eine halbe Stunde vom Dorfe auf der Wahlstatt und werde wohl sterben. Die Mutter und ich eilten sogleich zu ihm. Ein alter Soldat kniete bey ihm und hielt ihn sanft in den Armen, so, daß der Vater den Kopf an die Brust des wackern Kriegers anlehnen konnte. Noch zwey andere Soldaten standen dabey. Mein armer Vater war durch die Brust geschossen, und sah bereits so blaß aus wie ein Sterbender. Wir sahen es ihm wohl an, daß er uns noch etwas sagen wollte; allein er konnte nicht mehr reden. Da blickte er mich mit seinen sterbenden Augen noch ein Mahl schmerzlich an, hernach wendete er sein Auge zur Mutter, und dann zum Himmel. Wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Mutter und ich weinten uns fast die Augen aus. Die Leiche wurde auf dem nächsten Kirchhofe begraben und es kamen einige Herren Offiziere mit vielen Soldaten, welche die Leiche begleiteten. Die Trompete klang mir so seltsam und so traurig, daß ich sie noch immer zu hören vermeine. Sie erwiesen ihm noch die letzte Ehre und schossen in das Grab. Meine Mutter und ich wurden von dieser traurigen Ehrenbezeigung so erschüttert, als würde auf uns selbst geschossen. Viele Soldaten wischten sich die Augen, als sie vom Grabe zurückkehrten; ich und meine Mutter aber zerflossen fast in Thränen."

„Die Mutter wollte nun wieder in ihre Heimath zurückkehren. „„Ich habe dort freylich keine

Verwandten mehr,"" sagte sie; „„aber doch noch eine gute Bekannte. Sie wird uns wohl in ihr Haus aufnehmen, und ich denke, dort von meiner Arbeit dich und mich zu ernähren."" Allein als wir einige Tagreisen zurückgelegt hatten, da wurde die gute Mutter unterwegs krank. Mit Mühe erreichten wir noch einen kleinen Weiler. Man wollte uns nirgends aufnehmen; endlich fanden wir in einer Scheuer Unterkommen. „„Das ist wohl hart,"" sagte meine Mutter, „„allein Maria hatte es ja auch nicht besser. Auch sie wurde nirgends hinein gelassen, und mußte in einem Stalle übernachten."" Meine Mutter wurde indeß stündlich kränker; darum ließ sie einen Geistlichen rufen und bereitete sich zum Tode. Als es Nacht wurde, sagte die Bäuerinn, der die Scheuer gehörte, zu meiner Mutter: „„Ihr seyd wohl recht krank; ich muß daher schon etwas Mehreres thun."" Sie ging, brachte eine alte Stalllaterne, in der ein kleines Oehllicht brannte, und hängte die Laterne an einem Balken auf. Das war alles, was sie that. Sie sagte uns nun gute Nacht, und kümmerte sich weiter nicht mehr um uns. Ich blieb ganz allein bey der Mutter, saß so neben ihr auf einem Bund Stroh und weinte bitterlich. Gegen Mitternacht wurde sie, so viel ich bey dem trüben Scheine der Laterne sehen konnte, immer blässer. Sie seufzte mehrmahl sehr tief, und ich weinte immer heftiger. Da both sie mir die Hand und sagte: „„Weine nicht, lieber Anton! Bleibe fromm und gut, bethe gern, habe Gott vor Augen, und thue nichts Böses; so wird dir Gott einen andern Vater und eine andere Mutter geben."" So sprach sie. — Aber lieber Gott!" fuhr der Knabe fort, und die hellen Zähren flossen ihm über die blühenden Wangen — „eine solche gute Mutter bekomme ich doch nicht mehr. — Sie blickte nun lange zum Himmel, bethete in der Stille, segnete mich mit ihren sterbenden Händen, und verschied. Ich konnte nichts als weinen. Der

Bauer und die Bäuerinn hatten wohl meiner Mutter versprochen, daß sie mich annehmen und wie ihr eigenes Kind halten wollten. Sie nahmen das Wenige, was meine Mutter hinterlassen hatte, ihre Kleider und einiges Geld, auch wirklich zu sich; allein ehe drey Wochen vergingen, schickten sie mich fort, und sagten, ich hätte schon drey Mahl so viel verzehrt, als die Hinterlassenschaft meiner Mutter werth sey. Ich ging und nahm mir vor, nach Glatz zu meinen Schulkameraden zurückzukehren; allein die Bauern konnten mir nicht sagen, wo der Weg nach Schlesien gehe. Da irre ich nun so im Lande hin und her und bettle; denn was soll ich sonst anfangen?"

Die Försterinn war sehr gerührt, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihren Kindern: „Seht, meine Kinder, so könnte es euch auch gehen. Auch ihr könnet Vater und Mutter verlieren, und was wollet ihr dann anfangen? Darum bittet Gott doch alle Tage, daß er euch eure Aeltern erhalte."

Der Förster sprach: „Du hattest, so viel ich sehe, sehr rechtschaffene Aeltern, lieber Anton. Allein hast du denn gar nichts Schriftliches aufzuweisen?" — „O ja wohl!" sagte Anton, und nahm eine Brieftasche aus seinem Päckchen. „Diese Papiere," sagte er, „hat mir meine Mutter noch auf ihrem Sterbebette übergeben. Sie befahl mir, wohl darauf Acht zu haben, und sie nicht aus der Hand zu lassen. Euch darf ich sie aber schon sehen lassen." Es waren der Trauschein seiner Aeltern, Antons Taufschein und der Todtenschein seines Vaters. Der Todtenschein war von dem Feldprediger ausgestellt, und der Oberst des Regiments hatte noch eigenhändig ein sehr rühmliches Zeugniß von dem tapfern, edelmüthigen Betragen des seligen Wachtmeisters und der tadellosen Aufführung der hinterlassenen Witwe beygefügt.

„Nun wohl," sprach der Förster, „das ist alles gut. Jetzt sage mir aber, Anton: wie gefällt's dir bey uns?" — „Sehr gut," sagte Anton freundlich; „so

gut, daß mir ist, als sey ich bey euch zu Hause." — „Möchtest du wohl bey uns bleiben?" fragte der Förster. — „O nirgends in der Welt lieber!" sagte Anton. Eure Frau ist gerade so freundlich, wie es meine Mutter war, und ihr seyd auch recht brav, und habt gerade einen solchen Schnurbart, wie ihn mein Vater trug."

Der Förster lachte, und strich sich den Bart. „Nun Knabe," sprach er, „so bleibe denn bey uns. Ich will dein Vater seyn, und meine Frau wird als Mutter an dir handeln. Sey uns aber auch ein guter Sohn, und habe deine neuen Geschwister lieb, und thue ihnen nichts zu Leide. Hörst du — du bist jetzt mein Sohn Anton!" Der Knabe stand sehr betroffen da, und sah den Förster mit großen Augen an, ob das auch sein Ernst sey. Er war der harten Begegnung, die er von vielen Menschen erfahren mußte, so gewöhnt, daß er's kaum glauben konnte, daß ihn der Förster an Kindesstatt annehmen wolle. „Nun wie, Anton," sagte der Förster, und both ihm die Hand, „schlägst du nicht ein?" Jetzt brach Anton in Thränen aus, both dem Förster die Hand, küßte darauf die Hand der Försterinn, und grüßte beyde Kinder, ja auch das kleinste, wiewohl es noch nicht wußte, was vorging, als seine neuen Geschwister. Christian und Katharina hatten eine große Freude, daß Anton da bleiben durfte. „Jetzt ist's erst recht lustig, sagte Christian; jetzt sind wir, wenn wir ein Spiel machen, doch unser drey."

Der Förster fuhr aber ernsthaft fort: „Sieh Knabe, so sorgt Gott für dich. Der Segen deiner guten Aeltern ruht auf dir. Gott erhörte das Gebeth deiner sterbenden Mutter und — auch dein Gebeth, als du dort im Walde zitternd vor Frost im Schnee knietest. Er lenkte deine Tritte hieher! Er führte dich in unser Haus. Wenn du unsern Gesang nicht gehört hättest, so wärest du auf deinem Bündel eingeschlafen und erfroren, und

ich hätte dich todt im Walde gefunden. Gott rettete dich gerade noch im rechten Augenblick. Er führte dich gerade in dieser heiligen Nacht, da unsere Herzen von der Liebe des Vaters im Himmel, der den Eingebornen für uns dahin gab, besonders gerührt waren, zu unserer abgelegenen Wohnung im Walde, die du sonst am Tage kaum gefunden hättest. Gott und seinem lieben Sohne, der auch für dich armen Knaben vor bald zwey tausend Jahren in der heutigen Nacht geboren ward, und auch für dich gestorben ist, hast du es zu danken, daß du jetzt wieder ein Obdach hast. Darum erkenne es, und vergiß es in deinem Leben nicht, und habe immer ein dankbares Gemüth gegen Gott und deinen Erlöser. Hab' Gott dein Leben lang recht vor Augen, und führe dich immer christlich auf."

Anton versprach es mit weinenden Augen. „O du guter Gott," sagte er, indem er zum Himmel blickte, „du hast die letzten Worte meiner sterbenden Mutter treulich erfüllt, und mir wieder Vater und Mutter geschenkt. Ich will aber ihre letzten Worte auch erfüllen, deine heiligen Gebothe halten, und besonders das vierte Geboth gegen meine neuen Aeltern recht beobachten."—„Bravo; Anton," sprach der Förster, „das thue, und es wird dir wohl gehen." Die Försterinn wies hierauf dem Knaben eine kleine Kammer mit einem reinlichen Bette an, und alle begaben sich vergnügt zur Ruhe.

Am andern Morgen waren die Kinder sogleich wieder um die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe versammelt. Sie war an dem heiligen Weihnachtsfeste und den darauf folgenden Feyertagen und Festen ihre einzige Freude. Allein diese unschuldige Weihnachtsfreude wäre bald gestört worden. Ein gewisser junger Herr von Schilf, der ein großer Jagdliebhaber war und den Förster öfter besuchte, kam einmahl in die Stube. Er machte über diese Art, den Kindern die Krippe Jesu vorzustel-

len, allerley spöttische Anmerkungen, und konnte nicht finden, wozu dergleichen dienen sollte.

„Wozu?" sprach der Förster. „Schauen Sie da ein Mahl zum Fenster hinaus, junger Herr! Sehen Sie: tiefer Schnee deckt die Erde, und die Bäume des Waldes krachen unter seiner Last. Man sieht keine Blume; nur hier an den gefrornen Fensterscheiben schimmern Blumen von Eis. An den Obstbäumen, die mein Dach umgeben, hängen keine Aepfel und Birnen mehr, und es ist kein grünes Blatt mehr daran zu sehen; alle Aeste und Zweige sind weiß angeduftet und ganz mit Reif überzogen, und an dem Hausdache hängen lange Eiszapfen. Die armen Kinder hier sind in der Stube gleich Gefangenen eingesperrt, und können kaum einen Tritt vor die Hausthüre thun. Sollte es denn nun so übel seyn, wenn liebende Aeltern ihren Kindern zur rauhen Winterszeit in der erwärmten Stube gleichsam einen Frühling erschaffen? Wirklich ist diese Frühlingslandschaft im Kleinen, mit den grünen Wäldern, blumigen Wiesen, weidenden Schafen und deren Hirten, fast die einzige Winterfreude der Kinder."

„Allein das ist noch das Wenigste! Die Hauptsache ist dieß: Wir Christen freuen uns zur heiligen Weihnachtszeit, daß uns, in Christus, die Menschenfreundlichkeit Gottes in Menschengestalt erschienen ist. Und da möchten wir denn auch unsere Kinder, so viel sie es verstehen, an dieser Freude Theil nehmen lassen. Nun weiß ich zwar wohl, daß die größten Mahler diese heilige Geschichte in Gemählden darstellten, die seit Jahrhunderten die Bewunderung der Welt sind. Ich selbst habe, da ich noch auf Reisen war, jenes berühmte Gemählde der Krippe Jesu zu Dresden, die heilige Nacht genannt, mehrmahl bewundert. Allein die Einwendungen, die sie gegen meine, freylich sehr unvollkommene Darstellung der Krippe Jesu hier machen,

ließen sich, den Kunstwerth abgerechnet, gegen jenes herrliche Gemählde auch machen, und sind deßhalb keiner Widerlegung werth. Solche kostbare Gemählde sind übrigens nur für große Herren, und wären bey Kindern gar nicht angewendet. Denn ich wette darauf, meine Kinder würden ihre Krippe gegen jenes berühmte Gemählde zu Dresden sicher nicht vertauschen."

„Lassen Sie also, mein lieber Herr von Schilf, uns einfältige Leute hier im Walde immer bey der alten Sitte unserer Väter bleiben. Ich erinnere mich noch aus meinen eigenen Kinderjahren, daß die Krippe meine beste Kinderfreude — und nicht ohne Segen für mich war. So möge sie denn auch meinen Kindern zur Freude und zum Segen gereichen."

III. Die edle Försterfamilie.

Der Förster, der den armen Waisenknaben an Kindesstatt angenommen hatte, war ein sehr rechtschaffener, biederer Mann, und wie er sich selbst ausdrückte, noch von altem Schrott und Korn. Er war sehr gottesfürchtig, gegen alle Menschen wohlwollend, in dem Dienste seines Fürsten unermüdet und von unverbrüchlicher Treue. Der ehrliche Förster hielt sich streng an die frommen Sitten seiner Großältern, die er noch gekannt hatte, und seiner Aeltern, die ganz so wie die Großältern gesinnt waren.

Am Morgen war es immer sein erstes Geschäft, mit Frau und Kindern das Morgengebeth gemeinschaftlich zu verrichten; eben so wurde auch der Tag mit dem Abendgebethe gemeinschaftlich beschlossen. „Wie sollten wir," sagte er, „nicht jeden Tag mit dem Gedanken an Denjenigen anfangen und beschließen, der uns jeden Tag das Leben

fristet, uns Speise und Trank und alles Gute gibt? Es ist wohl auch, denke ich, selbst für Engel ein rührender Anblick, wenn Vater und Mutter in Mitte ihrer Kinder vor Gott knien, und Alle, auch das Kleinste nicht ausgenommen, die Hände bethend und dankend zum Himmel erheben. Der Vater im Himmel kann nicht anders als segnend auf sie herabblicken."

Eben so andächtig und ehrerbiethig bethete der Förster mit allen den Seinigen vor und nach Tische. Eines Tages brachte er den jungen Herrn von Schilf von der Jagd mit nach Hause und lud ihn, da eben die Suppe aufgetragen wurde, zum Mittagessen ein. Der junge Herr setzte sich sogleich ohne Tischgebeth an den Tisch. Allein der Förster, der, wie er zu sagen pflegte, sich nie ein Blatt vor den Mund nahm, sagte sehr ernsthaft: Pfui, junger Herr! So machen es meine Wildschweine draußen im Walde; die verschlucken die Eicheln, ohne aufzuschauen, woher sie kommen." Der junge Herr wollte Einwendungen machen, und meinte, das Tischgebeth sey eben nicht so bedeutend. Allein der Förster sprach mit großem Nachdrucke: „Was uns zu bessern Menschen macht, ist von großer Bedeutung. Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze; von der Gottvergessenheit hingegen habe ich noch keine guten Früchte gesehen, wohl aber schon sehr viele schlimme. Bethen sie mit uns, wie es einem Christen und vernünftigen Menschen geziemt, oder sie sind mit mir das letzte Mahl auf der Jagd gewesen. Mit einem Heiden möchte ich nichts weiter zu thun haben. Ich mag nicht ein Mahl mit ihm an Einem Tische essen. „Doch," setzte der Förster gelassener hinzu, „ich weiß wohl, daß Sie über die Sache nie nachgedacht haben. Sie sahen etwa einige vornehme junge Herren nicht zu Tische bethen, und machten es ihnen ohne weitere Ueberlegung sogleich nach. Sie glaubten dadurch sich selbst ein vornehmes An-

sehen zu geben. Allein, mein lieber junger Herr, obwohl Sie Schilf heißen, so müssen Sie deßhalb doch nicht dem Schilfe gleichen, das innen leer und ohne Mark ist, und sich nach jedem Lüftchen dreht." Der junge Herr stand wieder auf, und bequemte sich, mit zu bethen. Er that es aber nicht aus Andacht gegen Gott, sondern bloß aus Liebe zur Jagd.

Am fröhlichsten war der ehrliche Förster immer, wenn er sich in der Mitte seiner Familie befand. „Was soll ich die Freude auswärts suchen," sagte er, „da ich sie zu Hause besser und wohlfeiler haben kann." Er trank daher nach vollbrachtem Tagewerk seinen Krug Bier, und Sonntags sein Glas Wein daheim, führte mit seiner Hausfrau vertrauliche Gespräche, oder erzählte den Kindern fröhliche und lehrreiche Geschichten. Wenn er besonders aufgeräumt war, nahm er seine Harfe zur Hand. „Diese gilt uns," sagte er, „bey den langen Winterabenden in unserm rauhen Walde anstatt Concert und Oper." Er hatte in seiner Jugend zwar das Waldhornblasen angefangen; allein da der Arzt es ihm untersagte, so verlegte er sich, als ein großer Freund der Musik, auf die Harfe. Die Försterinn wußte mehrere schöne Lieder, und der Förster begleitete sie mit seinem Harfenspiel. Auch die Kinder hatten bald einige ihrem Alter angemessene Liederchen gelernt, und sangen zusammen, gleich den Zeisigen im Walde.

Die Kinder des Försters gingen nach Aeschenthal, dem nächsten Pfarrdorfe, in die Schule. Sobald die Weihnachtsfeyertage vorüber und die Wege durch den Wald wieder gangbar waren, mußten Christian und Katharine täglich dahin gehen. Anton ging unter tausend Freuden mit, und übertraf bald alle seine Mitschüler. Sein Fleiß und seine Talente waren ausnehmend. Wenn der Förster Abends von der Jagd nach Hause kam, und in seinem Lehnstuhle nächst dem wärmenden Ofen saß,

mußten ihm die Kinder erzählen, was sie in der Schule gelernt hatten, und ihm ihre Schriften vorweisen. Anton wußte immer am meisten zu erzählen, seine Schriften waren immer die schönsten, und in dem Lesen brachte er es bald zu einer großen Fertigkeit. Nach dem Abendessen mußten die Kinder abwechselnd vorlesen; allein Alle im Hause hörten am liebsten dem Anton zu. „Er liest am natürlichsten," sagte die Försterinn. „Wenn man es nicht sähe, daß er ein Buch vor sich habe, so meinte man sicher, daß er die Geschichte nicht lese, sondern daß er sie einmahl gehört habe, und sie uns nur so aus dem Kopfe erzähle."

Der fröhlichste Tag in der Woche war den Kindern immer der Sonntag. An diesem Tage ging der Förster nicht auf die Jagd, und die Kinder konnten den ganzen Tag um ihn seyn. „Ich bringe," sprach er, „die sechs Tage der Woche unausgesetzt und unverdrossen in herrschaftlichen Diensten zu; allein der Sonntag ist dem Dienste eines größern Herrn gewidmet. Auch ist mir und meinen Holzhauern nach sechs Arbeitstagen wohl ein Ruhetag zu gönnen." Am Sonntage Morgens gingen Vater und Mutter in der lieblichen Sonntagsfrühe mit den Kindern nach Aeschenthal in die Kirche. Das war den Kindern, besonders im Frühlinge und im Sommer, eine große Freude. Der Weg führte bald über waldige Berghöhen hin, bald durch schmale Wiesenthäler, die mit buschigen Felsen und hohen Bäumen umgeben waren. „O wie schön ist's doch im Walde," sprach dann wohl Anton; „wie herrlich grünen die Bäume im Glanze der Morgensonne! Ja, am Sonntage kommt mir der Wald noch viel schöner vor, als sonst. Mir ist's, als hätten alle Bäume ein freundlicheres Grün. Die Vögelchen auf den belaubten Zweigen singen viel fröhlicher, und außer ihnen schweigt Alles! Man hört keine Holzaxt, kein Wagenrad und keinen Schuß;

nur die Kirchenglocke ertönt in der Ferne. Es ist alles so still und ruhig, wie in der Kirche."

„So feyerlich, wie in einem Tempel," sagte der Förster. „Auch der Wald ist ein Tempel des Herrn; er, der Allmächtige, stellte diese Bäume wie Säulen umher, und fügte ihre Zweige zu einem grünen Gewölbe zusammen. Alles, von der ungeheuren bemoosten Eiche dort bis zu dem kleinen Mayblümchen hier zu unsern Füßen, verkündet uns seine Allmacht und Güte. Ja die ganze Erde, so weit der blaue Himmel sich wölbt, ist ein Tempel seiner Herrlichkeit. Besonders am Sonntage sollen wir ihn in diesem seinem Tempel anbethen, und diese herrlichen Werke andächtig betrachten. In diesem prachtvollen Tempel, den er selbst erbaute, können wir seine unermeßliche, unbegreifliche Größe und Herrlichkeit wahrnehmen; in unsern Kirchen aber, wiewohl sie von Menschenhänden erbaut sind, läßt er seine Rathschlüsse und seinen heiligen Willen uns näher offenbaren. Auch deßhalb wurde der Sohn Gottes ein Mensch, lehrte uns Menschen, und ordnete das Lehramt an. In hundert tausend Tempeln und Kirchen der ganzen Christenheit wird an dem heutigen Tage seine Lehre verkündet, und von Millionen Menschen angehört. Merkt daher auch ihr, meine Kinder, heute in unserer Kirche andächtig auf das Wort des Lehrers, und bewahret es in eurem Herzen." Solche und ähnliche Gespräche führte er mit den Kindern auf dem Wege zur Kirche; auf dem Heimwege aber redete er mit ihnen von der Predigt, und sie wetteiferten, ihm zu erzählen, was sie daraus sich gemerkt hätten.

Bey Tische war der Förster Sonntags immer besonders fröhlich. „Die Freude," sprach er, „mit euch zu Mittag zu essen, wird mir unter der Woche selten zu Theil; da verzehre ich mein Mittagsmahl meistens gleich im Walde aus der Faust, und es schmeckt mir, Gott sey Dank! immer sehr gut. Aber am Sonn-

tage schmeckt es mir doch am besten, nicht, weil die Mutter da eine bessere Mahlzeit bereitet, sondern weil ich die Speisen in eurer Mitte genießen kann." Er legte den Kindern mit dem herzlichsten Wohlwollen selbst vor. „Esset, Kinder, esset!" sprach er, „und danket Gott für seine Gaben." Nach Tische ging er mit den Kindern im Walde umher, lehrte sie die mancherley Bäume, Sträuche und Kräuter kennen, und pries ihre mannigfaltige Schönheit und Brauchbarkeit. „So," sprach er dann immer, „hat Gott alles, auch das kleinste Kräutlein, schön gebildet und zu dem Nutzen des Menschen eingerichtet. Auch der Wald ist ein Buch, in dem ihr auf allen Blättern von der Weisheit und Güte Gottes lesen könnet."

Wenn im Frühlinge oder im Sommer der Abend schön war, so deckte die Försterinn unter der großen Linde, nicht weit vom Försterhause, wo ein Tisch nebst einigen Bänken angebracht war. Nach dem Abendessen sangen sie noch einige schöne und rührende Abendlieder. Der Förster spielte dazu die Harfe, und die Vögel auf allen Bäumen des Waldes umher stimmten in den Gesang und das Harfenspiel mit ein.

Anton fühlte sich unter diesen edlen Menschen, bey denen wahre Frömmigkeit, Eintracht und Liebe, Fleiß, Ordnung und Zufriedenheit wohnten, höchst glücklich. „Gott meinte es doch recht gut mit mir," sagte er öfter. „Er hätte mich auf der ganzen Welt zu keinen bessern Menschen führen können." Der gute Knabe war aber auch die lautere Dankbarkeit und Dienstfertigkeit gegen seine Pflegeältern. Wenn der Förster Abends aus seinem Forstbezirke heimkam, eilte Anton sogleich, ihm den alten hechtgrauen Ueberrock mit grünen Aufschlägen, dessen sich der Förster als eines Schlafrockes bediente, und die Pantoffel zu bringen. Wenn die Försterinn in der Küche am Herde stand und kochte, trug er ihr unge-

heißen Holz zu, oder lief, um ihr einige Schritte zu ersparen, in den Gemüsgarten am Hause, und hohlte Schnittlauch, Petersilie, oder was sie sonst eben von grünen Kräutern nöthig hatte. Mancher ihrer Wünsche ward, bevor sie ihn aussprach, schon erfüllt.

Seinem guten Pflegvater erzeigte er aber noch ganz besonders gute Dienste. Der Förster verfertigte von allen ihm anvertrauten Waldungen Risse, und gab ihnen mit Farben ein schönes, gefälliges Ansehen. In der Ecke jedes Blattes war der Nahme des Waldes mit großen Buchstaben geschrieben, und, nachdem es ein Wald war, mit einem Kranze von Tannenzweigen oder Eichenlaube eingefaßt. Anton brachte es bald so weit, daß er die größten Risse nett und genau nachzeichnen konnte. Die Verzierungen aber, die er dabey anzubringen wußte, waren von ihm selbst erfunden und so gut ausgeführt, daß der Förster darüber erstaunte. Anton zeichnete zum Beyspiel einen Eichbaum, an dem ein Schild mit dem Nahmen des Waldes lehnte, und seitwärts sah man ein Wildschwein, das nach Eicheln suchte. Oder der Nahme des Waldes stand in einen Felsen eingegraben, der mit Tannen gekrönt war, und unten am Felsen ruhte ein Hirsch mit zackigem Geweih. Ueberhaupt zeichnete und mahlte Anton in allen seinen freyen Stunden bald Landschaften, bald Thiere, und wo er nur ein Streifchen weißes Papier oder einen leeren Briefumschlag fand, zeichnete er einen Vogel, eine Blume, oder einen Baumzweig darauf. Er konnte keinen Augenblick müßig seyn. Der Förster und die Försterinn liebten den guten Knaben wie ihr eigenes Kind, ja ihre eigenen Kinder wurden, von Antons Beyspiel aufgemuntert, noch viel dienstfertiger und thätiger, als sie es zuvor waren.

IV. Antons fernere Geschichte.

Eines Tages schickte der Förster den Anton mit einem Paar Schnepfen in das benachbarte fürstliche Jagdschloß Felseck. Der Verwalter hatte eben einen Gast, und wollte ihn damit bewirthen. Anton kam unterwegs an einem Wasserfall vorbey, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte. Nicht weit davon saß ein fremder Herr in einem dunkelblauen Kleide, der den Wasserfall abzeichnete. Anton ging hin, schaute über die Schulter des Fremden auf das Blatt, und konnte sich nicht enthalten, laut zu rufen: „O wie schön! Ja das heißt gemahlt!" Er bath um Erlaubniß, das schöne Gemählde näher besehen zu dürfen, und erhielt sie. „Mir ist's," sagte er, indem er es betrachtete, als wäre das Blatt da ein Spiegel, in dem sich der Wasserfall, nebst Felsen und Bäumen, im Kleinen abspiegelte. Wie silberhell das Wasser aus dem gespalteten Felsen hervorschießt, und wie schön sich der weiße Schaum unten zwischen den bemoosten Steinen kräuselt! Wie frisch und grün das zarte Moos an diesem Steine da ist! Man meint, man könne es wegrupfen. Wie keck diese rauhen Tannen emporstarren! Und da haben sie überdieß noch einen Hirsch hergemahlt, der aus dem Bache trinkt. Wie leicht der auf den Füßen steht. Man sieht es ihm an, wie flüchtig er über Stock und Stein wegsetzen kann. Die Hirsche, die ich mahle, stehen so lahm da, als wollten sie alle Augenblicke umfallen. Ich weiß kein rechtes Leben in sie hinein zu bringen."

Der Mahler hatte an den ungeheuchelten Lobsprüchen des Knaben, und noch mehr an dessen Gefühl für Kunst ein großes Wohlgefallen. Er sagte lächelnd: „Du bist also, wie ich merke, auch ein kleiner Mahler?" — „Ach," sagte Anton; „bisher meinte ich wohl gar, ich sey kein kleiner, sondern ein großer Mahler;

jetzt sehe ich aber wohl, daß ich gar keiner bin." — Der Mahler sagte: „Ich wünschte deine Mahlereyen doch zu sehen. Ich werde dich nächstens besuchen, und da mußt du mir sie zeigen. Wer sind deine Aeltern und wo bist du zu Hause?" — „Ach," sprach Anton, „ich bin ein armer Waisenknabe. Der Herr Förster Grünewald hat mich aber an Kindesstatt angenommen." — „Nun," sagte der Mahler, „da bist du wohl mit ihm verwandt, ein Brudersſohn oder ein Schwestersohn?" — „Nein," sagte Anton, „ich kam ganz landfremd in sein Haus; er und seine Frau nahmen mich aber sogleich auf, und hielten mich wie ihr eigenes Kind." — „Das ist viel, sehr viel!" sagte der Mahler. „Doch wie kam denn dieß?" — Anton erzählte seine Geschichte ausführlich. Der Mahler hörte ihm aufmerksam zu, und sagte am Ende: „Der Förster und seine Frau müssen sehr edle Menschen seyn. Grüße sie mir, und sage ihnen, morgen des Tages werde ich sie besuchen, um ihnen im Nahmen der Menschheit für die Liebe, die sie dir erweisen, zu danken."

Der Mahler hieß Riedinger, und war vor einem Paar Tagen auf dem fürstlichen Jagdschlosse angekommen, um da einige alte Gemählde aufzufrischen. Er benützte diese Gelegenheit, eine und die andere Waldgegend, die ihm besonders gefiel, abzuzeichnen. Sogleich am Abende des folgenden Tages besuchte er den Förster. Beyde biedere Männer fanden bald, daß sie Eines Sinnes waren, und wurden Freunde. Der Mahler wollte nun Antons Zeichnungen sehen. Die Försterinn lobte sie ausnehmend. „Glauben sie mir," sagte sie, „sie sind unvergleichlich." — Allein Anton stand erröthend an der Thüre und sagte: „Herr Riedinger, Sie werden sehen, daß sie ganz und gar nichts heißen." — Der Mahler ermunterte ihn aber, sie zu zeigen, und Anton brachte sie. Herr Riedinger betrachtete eine nach der andern sehr bedachtsam, und lächelte einige Mahle. Wiewohl

er vieles daran auszustellen hatte, so gefielen sie ihm dennoch sehr. „Wahrhaftig, sagte er, „es steckt ein Mahler in dem Knaben. Herr Grünewald, überlassen Sie ihn mir. Sie sollen Freude an ihm erleben.” — „Topp!” sagte der Förster, und schlug ein. „Ich habe schon lange nachgesonnen, was der Knabe werden solle. Er ist nun bereits in dem vierzehnten Jahre, und in der Schule zu Aeschenthal ist für ihn weiter nichts mehr zu lernen. Zu einem Jäger ist er zu zart und zu mitleidig. Er artet mehr seiner sanften Mutter nach, als seinem tapfern Vater. Wenn Sie also meinen, er gebe einen guten Mahler ab, so nehmen Sie ihn immerhin in die Lehre. Wie viel verlangen Sie Lehrgeld?” — „Lehrgeld!” sagte der Mahler. „Davon kann keine Rede seyn. Sie gaben mir zuerst ein Beyspiel, wie man sich armer Waisen annehmen müsse. Eine edle That zieht immer andere nach sich, wie eine Kerze andere anzündet. Das ergibt sich alles ganz natürlich. Lassen Sie es also gut seyn. Sobald ich mit meiner Arbeit auf dem Schlosse fertig bin, fährt Anton, wenn er anders Lust hat, mit mir in die Stadt, und ich werde keine Mühe sparen, ihn zu einem Künstler zu bilden.” Anton hüpfte fast vor Freude. Als indessen nach einigen Tagen der Mahler in einer Kutsche vor das Haus gefahren kam, ihn mitzunehmen, weinte der gute Knabe doch recht herzlich. Allein der Förster sprach: „Weine nicht, Anton! Es ist ja nur ein Sprung in die Stadt. Wir besuchen dich öfter, und auch du kannst uns an Sonn- und Feyertagen leicht besuchen. — Ja, das bedinge ich mir noch aus,” sprach er zu Herrn Riedinger, „daß Anton uns manchmahl besuchen, die Weihnachtsfeyertage aber allemahl ganz bey uns zubringen dürfe. Sie müssen ihm das erlauben.” — „O recht gern,” sagte der Mahler, „recht gern; und wenn Sie und die Frau Försterinn nichts dagegen haben, so komme ich allemahl mit.” Sie gaben sich darauf die Hand,

und Anton dankte seinen Pflegeältern. Sie ermahnten ihn, seinen Lehrmeister, der so vieles aus lauter Güte für ihn thun wolle, als seinen Vater zu ehren. Unter den besten Segenswünschen seiner Pflegeältern und Geschwister stieg Anton in die Kutsche und fuhr mit dem Mahler fort.

Der treffliche Mahler hielt in allen Stücken Wort. Es war ihm eine Herzenslust, einen so fähigen Schüler zu unterrichten. Auch kam er mit ihm zu dem Förster öfter auf Besuch, ja manchmahl blieben sie mehrere Tage, um in dem gebirgigen Walde schöne Gegenden abzuzeichnen. Der Meister konnte seinen Schüler jedesmahl nicht genug loben. „Unter uns gesagt, sprach er zum Förster, er wird ein Künstler, dem ich das Wasser nicht biethen darf."

Nach einigen Jahren kam Herr Riedinger mit Anton, der nunmehr ein blühender Jüngling war, wieder ein Mahl zu dem Förster in die Weihnachtsfeyertage. Herr Riedinger blieb nach dem Abendessen mit dem Förster und der Försterinn etwas länger auf; Anton und die Kinder des Försters hatten sich längst zur Ruhe begeben. Der Förster und die Försterinn merkten wohl, daß der Mahler etwas auf dem Herzen habe und es ihnen sagen möchte. Endlich fing er an: „Was Anton bey mir lernen konnte, hat er gelernt. Er muß nun reisen; er muß Italien sehen. Allerdings wird das nicht wenig kosten, allein es lohnt sich der Mühe; kein Kapital könnte besser angelegt werden. Ich stehe ihnen dafür, es wird auch reichliche Zinsen tragen und seiner Zeit wieder ersetzt werden. Was eine solche Reise kostet, übersteigt freylich das Vermögen eines Privatmannes; allein ich habe mir die Sache so ausgedacht: Es versteht sich, daß Anton nicht ganz auf fremde Kosten reise; er muß selbst etwas verdienen. Indeß braucht er doch immer ansehnlichen Zuschuß; denn er muß auch für sich noch freye Zeit behalten, um in der Kunst weiter zu kommen. Was nun mich be-

trifft, so werde ich das Meinige redlich dazu beytragen. Ich habe mir es, von Ihrem Beyspiele ermuntert, nun einmahl in den Kopf gesetzt, den Anton umsonst zu einem Mahler zu bilden. Seine Arbeiten, die er bisher lieferte, sind mir sehr gut bezahlt worden. Dieses Geld habe ich zurück gelegt, und werde es zu seiner Reise verwenden. Allein es reicht bey weitem nicht zu. Wären Sie nun nicht geneigt, das noch Fehlende, das freylich eine nicht geringe Summe betragen kann, darauf zu legen? Ein gutes Werk, das man angefangen hat, muß man auch vollenden." Er both dem Förster die Hand hin, erwartend, er werde einschlagen. Der Förster hatte an Antons Wohlverhalten und seinen Fortschritten in der Kunst hohe Freude. Er besaß ein ziemliches Vermögen. Er blickte seine Hausfrau an; diese nickte, und der Förster schlug ein und sagte: „Nun wohl, wenn die Summe mein Vermögen nicht übersteigt, so will ich sie ausbezahlen." Es wurde ein Ueberschlag gemacht, was die Reise kosten könnte, und einmüthig beschlossen: Anton solle den künftigen Frühling die Reise antreten.

Der Mahler fuhr am nächsten Morgen mit Anton im Schlitten zurück in die Stadt. Der Förster und die Försterinn machten aber den Winter über Anstalten zu Antons bevorstehender Reise. Der Förster kaufte Tuch ein, um seinen Pflegesohn hinreichend mit wohlanständiger Kleidung auszustatten. Auch suchte er seinen eigenen Reisekoffer hervor, und ließ ihn mit Rehfell neu überziehen. Die Försterinn und ihre zwey Töchter nähten und strickten sehr emsig, den Anton reichlich mit Leinenzeug zu versehen. Zu Anfang des Frühlings mußte Anton noch einige Tage bey seinen Pflegeältern zubringen. Sein Pflegevater gab ihm in dieser Zeit noch viele gute Ermahnungen und Klugheitslehren, und war gegen ihn ganz ungemein liebreich. Der gute Mann nahm sich selbst die Mühe, den Koffer zu packen. So oft ihm die Försterinn ein neues Kleidungsstück hinreichte, wur-

de Anton auf's Neue gerührt. „Ach wie vieles — wie gar so vieles thun Sie an mir!“ sagte er. „Meine eigenen Aeltern, wenn sie noch lebten, könnten nicht mehr für mich thun!“ Der Koffer wurde an einen berühmten Mahler, dem der Herr Riedinger den Anton empfohlen hatte, voraus geschickt; denn Anton wollte die ganze Reise zu Fuß machen. Christian, Antons Herzensfreund, hatte aber noch für ein kleines Felleisen gesorgt, in dem Anton das Nothwendigste zum täglichen Gebrauche mitnehmen konnte.

Endlich kam der Abschiedstag; Anton wollte nach Tische zu Herrn Mahler Riedinger in die Stadt gehen, und von da aus dann weiter reisen. Die Försterinn bereitete ein Abschiedsmahl, und Alle speisten noch ein Mahl mit einander zu Mittag. Es war ein freundliches, rührendes Familienfest. Der Förster blickte in dem kleinen Kreise umher: es herrschte eine wehmüthige Stille. „Nicht doch meine Söhne und Töchter,“ sprach er, „seyd nicht so traurig; und auch du, gute Mutter, trockne diese Thräne da ab. Es ist nun einmahl so! Die Söhne, zumahl wenn sie bereits erwachsen sind, müssen hinaus in die Welt; und auch ihr, meine Töchter, seyd bald in dem Alter, wo ihr vielleicht das väterliche Haus verlassen werdet. Doch, wenn uns auch Berg und Thal dem Leibe nach trennen, im Geiste bleiben wir immer vereinigt; und so traurig der Abschied immer seyn mag, das Wiedersehen, das uns hier oder dort nie ausbleibt, ist dann desto freudiger!“ Der edle Mann wußte durch fröhliche Gespräche Alle wieder zu erheitern. Er ließ eine Flasche guten Wein bringen, von dem er sonst nur an Festtagen trank. Er schenkte der Mutter und den beyden Töchtern, obwohl alle Drey sich weigerten, davon ein. „Den Traurigen gib Wein!“ sagte er lächelnd. Anton und Christian bothen ihre Gläser her, ohne sich lange nöthigen zu lassen. Am Ende der Mahlzeit nahm der Förster sein Glas, und sagte: „Nun, Anton,

stoß an — auf eine glückliche Wanderschaft und ein fröhliches Wiedersehen!" — „Das gebe Gott!" sagte die Försterinn, stieß an, und trank ein klein wenig. Christian, Katharine und Luise stießen auch mit an. Allen standen die Thränen in den Augen. Anton war am gerührtesten. Er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und sagte: „O meine liebsten Aeltern, wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig! Was wäre ich ohne Sie! Ach, ewig kann ich es Ihnen nicht vergelten, was Sie an mir gethan haben. Gott wolle Ihr Vergelter seyn! Er wolle mich einst in den Stand setzen, für das unaussprechlich viele Gute, das Sie an mir thaten, Ihnen und meinen lieben Geschwistern meinen Dank durch die That zu bezeigen."

„Ja, lieber Anton," sagte der Förster, „ich kann es dir nicht verhehlen, wir thun viel an dir; und wenn ich deine Geschwister hier so ansehe — so möchte ich fast sagen, zu viel. Denn was mich und meine geliebte Hausfrau betrifft, so brauchen wir wohl wenig mehr. Unsere Haare sind bereits grau. So lange wir noch leben, haben wir wohl Brot. Allein, mein lieber Anton, wenn eines oder das andere deiner Geschwister ein Mahl in Noth kommen sollte, so vergiß nicht, wie wir dir aus der Noth geholfen haben, und laß sie nicht in der Noth stecken. Gib mir die Hand darauf, Anton! Nicht wahr, du verläßt deine Geschwister nicht?" — „O lieber Vater!" rief Anton, indem er dem Förster die Hand reichte, „ich müßte ja der undankbarste Mensch von der Welt seyn, wenn ich Ihrer Wohlthaten je vergessen könnte. O gewiß — Ihre Liebe ist mir ewig unvergeßlich. Meine größte Glückseligkeit auf der Welt soll es seyn, Ihnen, lieber Vater, meiner besten Pflegemutter oder meinen lieben Geschwistern Gutes erweisen zu können."

„Ich glaube dir, Anton," sagte der Förster; „doch — nun ist es Zeit, daß wir scheiden." Er

stand auf und sprach: „Knie nieder, lieber Sohn, damit ich dir noch den väterlichen Segen gebe." Anton kniete nieder. Der Förster erhob seine Augen zum Himmel; es war etwas Ehrwürdiges und Feyerliches in seinem Angesichte und seiner Gestalt. Er segnete den Jüngling, und sprach: „Gott begleite dich auf allen deinen Wegen; Er bewahre dich vor Sünde, und führe dich gut und unverdorben wieder in unsere Arme zurück." Die Mutter und die Kinder standen alle mit gefalteten Händen und weinenden Augen andächtig umher und sagten mit gerührten Herzen: „Amen!" Der Förster hob den Anton auf, schloß ihn in die Arme und sagte: „Nun — zieh hin und Gott sey mit dir! Habe Ihn stets vor Augen und vergiß nicht, daß sein allsehendes Auge dich überall sehe. Halte dich für zu gut, etwas Böses zu thun. Die Güter und die Lüste dieser Erde sind es nicht werth, daß wir ihrethalben unser Gewissen beschweren. Gedenke, daß wir nicht für diese kurze Zeit, die wir auf Erden zu leben haben, geschaffen sind, und daß eine Ewigkeit sey. Meide nicht nur das Böse, sondern auch jede Gelegenheit, Böses zu thun. Besonders fliehe solche Menschen, die über den frommen Glauben unserer Voraltern spotten und sich über reine Sitten lustig machen. Noch ein Mahl — lebe wohl und Gott sey mit dir!"

Die Försterinn sagte mit Augen voll Thränen: „Anton! Sieh diese meine rothgeweinten Augen, diese meine nassen Wangen! Um dieser Thränen willen bleibe Gott ergeben, gut und rechtschaffen. Gedenke dieser Thränen, wenn du in Versuchung kommst, Böses zu thun. Bisher hast du uns nur Freude gemacht; betrübe uns nie. So herzlich ich jetzt weine, so fühle ich dabey doch vielen Trost; aber wenn wir je etwas Unrechtes von dir hören sollten, dann würden ich und wir alle die bittersten Thränen weinen. Vergiß unserer treuherzigen, väterlichen und mütterlichen Ermahnungen, und auch

der letzten Ermahnung deiner seligen Mutter, in deinem Leben nicht, und lebe wohl!"

Die ganze Familie begleitete den tief gerührten, traurigen Jüngling noch eine weite Strecke Weges, fast bis zu Ende des Waldes. Endlich sagten sie ihm Alle noch ein Mahl Lebewohl! Anton ging — sie aber blieben stehen. Er sah noch sehr oft um, und winkte ihnen mit dem Hute. Der Förster und Christian winkten ihm auch mit ihren Hüten, und die Försterinn und die zwey Töchter mit ihren weißen Tüchern, bis er endlich, mit seinem Wanderstab in der Hand und seinem Felleisen auf dem Rücken, hinter einem waldigen Hügel verschwand.

V. Ein Weihnachtsgeschenk.

Der heilige Weihnachtsabend war, seit Antons Abreise, bereits das dritte Mahl wieder angebrochen. Der Förster kam heute mit seinem Sohne Christian früher aus dem Walde nach Hause. Es war sehr kalt, und der Abendhimmel strahlte glühendroth durch die Fenster in die Stube. Die runden Scheiben fingen schon an zu gefrieren und schimmerten in dem röthlichen Abendschein wie Edelsteine. Der Förster setzte sich in seinen Lehnsessel neben dem großen Ofen. Er legte mehr Holz zu, denn der Ofen war so eingerichtet, daß man ihn auch in der Stube öffnen konnte. Die Flamme loderte bald hoch auf, verbreitete einen wallenden Schimmer durch die Stube, spiegelte sich in den Fenstern, und vermehrte das Funkeln der gefrornen Fensterscheiben.

Jetzt kam die Försterinn in die Stube. „Ist kein Brief von Anton da?" fragte der Förster. — „Nein!" sagte sie mit betrübtem Angesichte. — „Wunderlich!" sprach der Förster, und schüttelte den Kopf.

„Auf den Weihnachtsabend war sonst allemahl richtig ein Brief von ihm da. Er schrieb immer sehr ausführlich, und seine Briefe waren mir immer die angenehmste Weihnachtsfreude. Was treibt der Junge, daß er nicht schreibt?"

Kaum hatte der Förster dieses gesagt, so trat ein Bothe mit weißangeduftetem Haare in die Stube. Er hatte einen Brief in der Hand, und eine neue Kiste von Tannenholz auf dem Rücken, die zwar nur ganz flach, aber ziemlich breit und so hoch war, daß der Mann sich bücken mußte, um in die Stube zu kommen. „In dem Kistchen wird wohl ein Spiegel seyn!" sagte Katharine. — Der Bothe überreichte dem Förster den Brief und lud die Kiste ab. „Der Brief ist von dem Herrn Mahler Riedinger," sagte der Förster. „Wie kommt das? Nun glaube ich bald, daß dem armen Anton ein Unglück begegnete." Er riß den Brief eilig auf, und durchlief ihn am Glanze des Feuers, das aus dem Ofen strahlte, mit begierigen Blicken. „Denkt nur," rief er freudig, „Anton schickt uns gar aus Rom ein Gemählde zum Weihnachtsgeschenk. Er hat es, zusammengerollt, an Herrn Riedinger übermacht, und ihn ersucht, es in eine reiche goldene Rahme fassen zu lassen, und dafür zu sorgen, daß wir es auf den heiligen Abend sicher bekämen. Das Gemählde sey ein wahres Meisterstück, schreibt Herr Riedinger. Der Anton ist doch ein trefflicher Junge; ich möchte ihn sogleich umarmen."

„Katharine!" rief er jetzt, „bring doch dem ehrlichen Bothen, bis das Essen kommt, einstweilen ein Glas Wein. Das wird ihm gut thun; denn es ist draußen wirklich grimmig kalt." — Der Bothe nahm den Wein mit Dank an, verbath sich aber das Abendessen. „Er habe," sagte er, „zu Aeschenthal Anverwandte, und wolle bey diesen den Weihnachtsabend und den heiligen Tag zubringen. „Auch gut!" sprach der Förster, hieß den Bothen austrinken, beschenkte ihn reichlich und entließ ihn.

„Nun," sprach der Förster, „setzet euch alle um mich her! Da ist in des Herrn Riedingers Brief auch noch ein Brief von Anton eingeschlossen; den will ich euch vorlesen." — Luise sagte: „Ich will nur noch zuvor ein Kerzenlicht hohlen." — „Wohl," sprach der Förster; „ich kann dann den Brief mit mehr Bequemlichkeit lesen. Aber eile!" Luise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing. Alle saßen bereits begierig im Kreise umher. Der Förster las:

„Liebste, beste Aeltern und Geschwister! Sie erhalten hier ein Weihnachtsgeschenk, ein Gemählde, das ich mit vielem Fleiße gemahlt habe. Es stellt den neugebornen Heiland in der Krippe vor. Mehrere Künstler versicherten mich, das Bild sey mir sehr gut gelungen. Ich wünsche, daß es Ihnen wenigstens halb so viel Freude machen möchte, als mir die Vorstellung des Kindes Jesu in der Krippe machte, da ich das erste Mahl in Ihr Haus trat. Gewiß würden Sie dann keine geringe Freude daran haben."

„Ach, daß ich doch mit dem Bilde selbst zu Ihnen reisen und es Ihnen überreichen könnte! Es ist zwar dahier ein herrliches Land! Jetzt, im Monathe November, da ich dieß schreibe, ist es bey Ihnen wohl schon längst Winter, und Ihr Dach so wie die Tannen und Eichen umher seufzen unter der Last des Schnees. Aber hier prangen die Zitronen und Pomeranzenbäume noch mit silberhellen Blüthen und goldenen Früchten. Dennoch sehne ich mich unter allen diesen Herrlichkeiten nach Ihrem ländlichen Kaminfeuer zurück, an dem ich die seligsten Stunden meines Lebens zugebracht habe."

„Ihrer Güte habe ich es zu danken, daß ich unter dem milden Himmel Italiens lebe, daß ich, wenn ich je diesen Nahmen verdiene, ein Künstler bin. Jene gemüthliche Vorstellung der Krippe Jesu für Kinder, so unvollkommen sie auch seyn mochte, weckte mein Talent zuerst. Immer steht sie mir noch

vor Augen, und was ich auch, allerdings ohne Vergleich Herrlicheres, von Kunstwerken sehe, so werde ich doch nicht so, wie damahls, davon entzückt. Ach, die seligen Jahre der Kindheit gehen doch über Alles! Da erblicken wir alles umher wie verklärt vom goldenen Glanze der Morgenröthe. Schade, daß sie so schnell vorüber sind!"

„Jetzt in diesem Augenblicke, da Sie diesen Brief lesen und meine Mahlerey betrachten, bin ich im Geiste unter Ihnen zugegen. Ich erinnere mich mit gerührtem Herzen, wie ich halb erstarrt unter Ihr ländliches Dach kam; wie mich die gute Mutter mit warmen Speisen erquickte; wie Sie mich zu Ihrem Kinde aufnahmen; wie Christian, Katharine und Luise ihre Weihnachtsgeschenke so freudig mit mir theilten. O liebster Vater! ich küsse dankbar Ihre und meiner Pflegemutter ehrwürdige Hände. Ich umarme alle meine Geschwister. Ich freue mich jetzt schon im Voraus, Ihnen nach einigen Jahren nicht bloß im Geiste und aus weiter Ferne, sondern von Angesicht zu Angesicht sagen zu können, wie von ganzem Herzen ich sey — Ihr dankbarer, Sie innigstliebender Anton. Rom, den 15. November 1756."

„Das ist ein Brief," sagte der Förster und wischte sich die Augen; „was wir auch an den Jungen gewendet haben, es ist alles noch zu wenig. Ich setzte zwar immer keine kleinen Hoffnungen auf ihn; allein er übertrifft sie alle bey weitem. Niemahls hätte ich geglaubt, eine solche Freude an ihm zu erleben. Doch," sagte er jetzt lächelnd, „ich denke, das Nachtessen wartet auf uns. Nach Tische wollen wir das Gemählde besehen." — „O nein!" riefen alle einmüthig, „jetzt gleich!" — „Das geht uns über das Essen!" fügte Luise noch bey; „ich will nur geschwind noch eine Kerze hohlen, damit wir das Gemählde besser betrachten können."

Christian brachte Stemmeisen und Hammer, und öffnete die Kiste. „O wie schön! Wie lieblich!" riefen alle. „Welche himmlische Gestalten! Welche unvergleichlichen Farben!" Der Förster stellte das Gemählde auf ein Wandtischchen, und die zwey hellleuchtenden Wachskerzen darneben. Aller Augen waren auf das schöne Bild gerichtet. Die Försterinn faltete andächtig die Hände und sagte: „Wahrhaftig, man kann nichts Schöneres sehen! Mir wird es, als wäre ich wirklich bey der Krippe Jesu zugegen! Wie freundlich, wie holdselig das göttliche Kind uns anblickt, als wollte es bey seinem Eintritte in die Welt uns alle willkommen heißen! Wie Maria, an der Krippe kniend, so zärtlich und liebreich auf das Kind niederblickt, es mit einem Arme umfaßt, die andere Hand auf ihr tiefgerührtes Herz legt, und über dem holden Kinde aller Dürftigkeit des armen Stalles vergißt! Wie ehrwürdig Joseph da steht, und wie fromm er mit gefalteten Händen zum Himmel aufschaut! Wie den Hirten die Redlichkeit aus den Augen sieht; wie ehrerbiethig und andächtig sie auf die Knie gesunken sind! Und die Engel oben, wie himmlisch schön! Wie leicht und schwebend! Und welch ein heller Glanz das Kind umgibt, alles umher erleuchtet, und selbst den Schimmer der Engel überglänzt. Wahrhaftig, wer sich da der Geburt des Erlösers nicht freuen, und mit den Engeln Gott loben und preisen wollte, der müßte ein Herz von Stein haben."

Der Förster hatte das Bild bisher mit unverwandten Augen stillschweigend betrachtet, ohne ein Wort zu sagen. Endlich sprach er, wie aus einem Traume erwachend: „Ja, du hast Recht! Wenn wir diese heilige Geschichte, so schön gemahlt, und in eine Rahme gefaßt vor Augen haben, so macht sie einen neuen, ganz eigenen Eindruck auf unser Herz. Ich will es ein Mahl versuchen, ob ich es euch sagen kann, was ich alles darin finde, und wie es mir um das

Herz ist.“ Er schob seinen Lehnsessel herbey, setzte sich in einer kleinen Entfernung von dem Bilde, in der es sich am besten ausnahm, und sprach dann:

„Wir wollen, meine lieben Kinder, unsere Augen zuerst auf das göttliche Kind in der Krippe richten, doch aber für jetzt auf einige Augenblicke seiner göttlichen Abkunft noch nicht gedenken; wir wollen es zuerst nur als ein Menschenkind betrachten. Schwach und hülflos, in arme Windeln eingewickelt, liegt es auf ein wenig Heu und Stroh. Aber die liebevolle Mutter begrüßt es mit freundlichem Lächeln, voll der zärtlichsten Sorgfalt, es wohl zu verpflegen; und der treue Nährvater steht theilnehmend dabey, bereit, mit seinem stärkern Arm Mutter und Kind zu schützen, mit seiner arbeitsamen Hand beyde zu ernähren. Ein treuer Vater, eine liebevolle Mutter und ein Kind, das diese treue Liebe, sobald es zur Besinnung kommt, dankbar erwiedert, ist der schönste Anblick auf Erden, über den sich Engel erfreuen müssen. Dieses liebliche Drey — Vater, Mutter und Kind — hat Gott zusammen gefügt.“

„O meine Kinder, denkt daher bey diesem Kinde in der Krippe: Als ein schwaches Kind bin auch ich einst so da gelegen, wo man mich hinlegte. Ich hätte verschmachten müssen, wenn meine Aeltern sich meiner nicht liebreich angenommen hätten. Allein mit Freude und Jubel wurde der kleine fremde Gast aufgenommen, und alles war schon zu seiner Ankunft bereitet. Meine Mutter hüllte mich in meine erste Bekleidung, die Windeln, die sie wohl selbst gesponnen, gebleicht und genäht hatte. All' ihr Sinnen und Trachten Tag und Nacht ging nur darauf, daß mir nichts abgehen möge. Sorgsam wachte sie an meiner Wiege, wenn ich schlief; manche Nacht brachte sie schlaflos zu, aus zärtlicher Liebe zu mir! Der treue Vater theilte ihre Sorge, und arbeitete für beyde. So denket, und danket Gott, daß er euch gute Aeltern schenkte! Denn Er ist es, der aus Liebe

zu euch etwas von seiner unaussprechlichen Liebe in das Herz eurer Mutter pflanzte, eurem Vater von seinem treuen Vatersinne mittheilte, und ihm das Vaterherz gab. Seyd aber auch nicht undankbar gegen eure Aeltern. Ein Sohn, eine Tochter, die es vergessen könnten, was die Mutter mit ihnen ausstand, was der Vater für sie that, sie zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen, wären ohne alles menschliche Gefühl."

„Laßt uns nun, meine Kinder, nachdem wir die heilige Familie betrachtet, zu den heiligen Engeln, die dort oben schweben, hinaufblicken — und einen Blick auf die Thiere des Stalles werfen. Da wird uns die Würde und die Bestimmung des Menschen klar. — Schaut erst noch ein Mahl der heiligen Jungfrau in das milde Angesicht voll himmlischer Unschuld und unaussprechlicher mütterlicher Zärtlichkeit! Betrachtet die aufrechte Gestalt des ehrwürdigen Josephs, wie er so voll Geist und Andacht die Augen zum Himmel erhebt! Sehet das holde Kind an, dessen Angesicht so lieblich lächelt, dessen Augen wie Sterne leuchten! Und nun schauet auf die rauhen haarigen Thierköpfe — des Ochsen und des Esels hin: wie dumm und vernunftlos sie darein sehen! wie das Maul hervorsteht, und uns zu erkennen gibt, daß sie nur auf Futter bedacht sind und von nichts Höherem und Besserem wissen. Sie sind nicht einmahl eines freundlichen Lächelns fähig! O, wem erscheint bey dieser Vergleichung der Mensch nicht als ein höheres Wesen? Wahrhaftig, er gehört einer höhern Reihe von Geschöpfen an. Der roheste Mensch hielte sich ja für beschimpft, wenn man zu ihm sagte: Du bist um nichts besser, als der Ochs, der deinen Pflug zieht, als der Esel, der deine Säcke zur Mühle trägt und dann verfault. Nein, der Mensch gleicht vielmehr den heiligen Engeln Gottes, die ihren Schöpfer erkennen, sich seiner freuen und ihm lobsingen. Der Mensch ist das einzige Ge-

schöpf auf Erden, das dessen fähig ist. Sey es, daß er einige Aehnlichkeit mit den Thieren hat; er ist doch den Engeln des Himmels näher verwandt. Sey es, daß er weinend und wimmernd zur Welt kommt, daß er vieles ausstehen, vieles leiden muß, bis er in seiner vollen Blüthe dasteht, daß er dann nach kurzer Zeit wieder, gleich einer Blume, dahinwelkt, gleich den Thieren dahin modert — nur seine Erdengestalt zerfällt zu Staub. Es ist ein unsterblicher Geist in ihm; er ist ein Engel, in schwaches Fleisch und Blut verhüllt. Sobald diese Hülle abfällt, ist der Engel vollendet — wenn anders der Mensch seine Bestimmung auf Erden erfüllt und dem Willen des Schöpfers gemäß gelebt hat."

„Sehr gut hat der Mahler, außer den größern Thieren, noch ein Lamm und ein Körbchen voll Früchte angebracht, die man als ein Geschenk für das neugeborne Kind am Fuße der Krippe erblickt. Dem Menschen sind alle übrigen Geschöpfe der Erde unterworfen. Er bezähmt die stärksten Thiere, und sie müssen ihm dienen; ihm gibt das Schaf Milch und Wolle; ihm bringt die Erde ihre schönsten Früchte hervor. Nur um ein Weniges hat Gott die Menschen den Engeln nachgesetzt; er hat ihn mit Ehre und Hoheit gekrönt, hat ihn zum Herrn seiner Werke gemacht und Alles ihm zu Füßen gelegt."

„Auch der Ort, an dem wir dieses Kind und seine Aeltern erblicken, die arme Krippe und der dürftige Stall, sind nicht ohne Bedeutung. Der Mensch bedarf keines Pallastes um hier auf Erden seine Bestimmung zu erreichen. Er kann in der elendesten Strohhütte zufrieden leben und selig sterben. Wir erblicken in dem Stalle nur Armuth und Mangel; allein um wahrhaftig glücklich, aller wahren Ehre würdig und von echtem Menschenadel zu seyn, braucht der Mensch weder Sammet noch Seide, weder Gold noch Silber. Gerade im Wichtigsten hat Gott keinen Unterschied unter den Men-

schen gemacht. Ein armer Stall beherbergt hier die heiligsten, die seligsten, die ehrwürdigsten Menschen, die je auf Erden gelebt haben."

„Doch — meine Kinder, was ich euch bisher gesagt habe, ist für uns wohl sehr erfreulich und tröstlich; allein es gilt nur von dem Menschlichschönen dieser Geschichte. Die göttliche Abkunft und die hohe Bestimmung dieses göttlichen Kindes ist erst das Allerwichtigste. Denn Jesus Christus, der menschgewordene Sohn des Allerhöchsten, ist in diese Welt gekommen, die Menschen, die von Gott und ihrer ursprünglichen Würde abgefallen, und deßhalb verloren waren, zu retten. In ihm erschien uns die Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbar! in ihm erblicken wir Gott in Menschengestalt. Er ward zwar in tiefster Armuth geboren, lag als ein Kind in einer Krippe, hatte in dieser Welt nicht so viel Eigenes, wo er nur sein Haupt hinlegen konnte, und starb gleich einem Uebelthäter am Kreuze. Allein ohne alle irdische Hülfsmittel, ohne Reichthümer und bewaffnete Macht hat er durch seine göttliche Weisheit, Liebe und Allmacht die Gestalt der Erde verändert, das Menschengeschlecht erleuchtet, veredelt, dem Verderben entrissen — und so seine göttliche Abkunft bewährt. Darauf wird in diesem Gemählde, so wie in der Geschichte, sehr schön gedeutet."

„Seht, rings umher ist es Nacht; tiefes Dunkel deckt die nächtliche Gegend; nur das Licht, das von dem göttlichen Kinde ausgeht, erhellt alles mit seinem Glanze. So bedeckten bey der Geburt Jesu die Finsternisse der Unwissenheit und des Heidenthums die Erde; in Jesus Christus ist aber der Welt ein Licht aufgegangen, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt. Die Menschen waren in Sünde und Laster versunken, viele glichen an Rohheit — den Thieren des Stalles; manche hatten sich durch Lasterhaftigkeit sogar unter

das Vieh herabgewürdigt; allein durch Christus wurden alle, die wahrhaft an ihn glaubten, zu besseren Menschen, zu Heiligen, zu Engeln in Menschengestalt neu umgeschaffen. So unwissend und sündig die Menschen waren, so elend waren sie auch. Allein seht, wie selig sind schon die Menschen, die seine Krippe umgeben, und sich seiner Geburt freuen! Maria, Joseph, die Hirten fühlen im Anblicke des neugebornen Erlösers sich über allen Erdenjammer erhaben. Er, der in die Welt gekommen, die Menschen von allem Elende zu erlösen, ihnen wahre Freude und den göttlichen Frieden vom Himmel zu bringen, machte schon bey seiner Geburt damit den Anfang. Die Worte des Engels erschallen noch immer an alle Menschen: „Ich verkünde euch große Freude; es ist euch ein Erlöser geboren, der da ist Christus, der Herr."

„Zu ihm steht jedem Menschen der Zutritt offen. Er offenbart sich zuerst armen, einfältigen Landleuten — den Hirten; auch seine Mutter ist arm, sein Nährvater ein Handwerker, der mit harter Arbeit sein Brot erwirbt. Schon bey der Krippe Jesu wird uns gezeigt, daß Reichthum, hoher Rang und Erdenweisheit vor ihm nichts gelten. Er will nur Menschen um sich sammeln, die eines guten Willens sind, wie Maria, die heiligste Jungfrau, wie Joseph, der Gerechte, wie die Hirten, diese frommen Männer voll Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Doch weiset er auch den größten Sünder nicht zurück, der seine Sünden bereut und sich ernstlich bessern will. Darauf deutet schon der Nahme des göttlichen Kindes. Deßwegen verkündete der Engel Marien den göttlichen Befehl! „Ihm sollst du den Nahmen Jesus geben!" Deßhalb wiederhohlte er diesen Befehl dem Joseph: „Jesus, das heißt, Erlöser, sollst du ihn nennen, denn er wird sein Volk von Sünden erlösen." Das sündige Menschengeschlecht sollte sein Volk, ein heiliges Volk Gottes

werden. Deßwegen sehen wir über der Krippe Jesu den offenen Himmel. Er wollte den Menschen den verschlossenen Himmel wieder öffnen, ein Himmelreich auf Erden gründen, und so Himmel und Erde wieder vereinigen. Darüber freuen sich die heiligen Engel Gottes, jubeln und frohlocken, preisen Gott in der Höhe, und wünschen den Menschen Glück zu dem Heile, das ihnen durch Christus bereitet ward."

„Was uns bey der Krippe Jesu verkündet wird, das hat Jesus Christus erfüllt, so große Hindernisse ihm auch der Unglaube und die Hartnäckigkeit der Menschen entgegen setzten; an so vielen auch seine Geburt und sein Tod verloren war. Er gründete ein Himmelreich auf Erden, und sein Werk bestand. Manche Welteroberer stifteten indessen Weltreiche; allein sie überlebten ihre Reiche nicht lange, oder sahen wohl noch lebend sie in Trümmer zerfallen. Das Reich Jesu allein — das wahre Christenthum — breitete sich immer weiter aus, und besteht bis auf diese Stunde. Ganze Völker kamen zum Glauben an ihn, und Könige zierten ihre Kronen mit seinem Kreuze. Die alten heidnischen Gräuel, Menschenopfer und dergleichen, verschwanden aus den christlichen Ländern der Erde. Eine Menge von Tempeln und Kirchen erhoben sich, in denen der wahre Gott angebethet, und göttliche Wahrheit gelehrt wird. Unzählige Schulen, Armenanstalten, Krankenhäuser kamen durch die christliche Liebe zu Stande. Wie viele Kinder, Arme und Kranke müßten ohne diese milden Stiftungen in Unwissenheit, Lasterhaftigkeit und Elend umkommen! Millionen von Menschen haben im Glauben an Christus Beruhigung über begangene Sünden gefunden, und sind durch ihn edle Menschen geworden. Und noch jetzt, so sehr auch der Unglaube und das Verderben überhand nehmen, schlagen ihm unzählige Herzen, und finden in ihm Trost in Noth und Tod. Noch immer wird das Evangelium, die Freudenbothschaft von ihm, den

Heiden verkündet, und wilde Völker bekehren sich zum Glauben an ihn, freuen sich der himmlischen Wahrheit, und nehmen sanftere Sitten an. Der Geburtstag Jesu ist daher der wichtigste Tag in der Weltgeschichte, und mit Recht fingen die weisen Alten von diesem Tage eine neue Zeitrechnung an. Jede Jahreszahl soll uns daran erinnern, der Geburtstag Jesu sey der Geburtstag des Lichtes und Heiles für alle Menschen, die ihm Augen und Herzen öffnen wollen — der Geburtstag des wahren Menschenglückes, der Erleuchtung und Veredlung des Menschengeschlechtes. Laßt uns denn, meine Kinder, an diesem Abende und am morgigen Tage dem Erlöser auf's Neue huldigen, und in den Lobgesang der Engel mit einstimmen."

So sprach der Förster. Die Försterinn sagte gerührt: „Ja, Kinder, das wollen wir! Das schöne Gemählde, das Anton uns schickte, ist das schönste Weihnachtsgeschenk, das Anton oder irgend ein Mensch — ja wohl ein Fürst! — uns hätte machen können. Die Andacht, mit der ihr die frommen Bemerkungen eures Vaters angehört habt, ist die schönste Weihnachtsfeyer, mit der wir den heiligen Abend feyern können. Wir wollen das Heil, das uns Gott durch den neugebornen Heiland bereitete, dankbar annehmen. Dann ist der Geburtstag des Erlösers auch der Geburtstag unsers Heils."

VI. Widerwärtige Schicksale des Försters.

Der treffliche Förster hatte mit den Seinigen seit Antons Abreise mehrere Jahre in Ruhe und Zufriedenheit verlebt. Seine Kinder waren erwachsen; der Sohn ein rüstiger junger Mann, die Töchter blühende Jungfrauen; alle sehr gut erzogen, und von

untadelicher Aufführung. Allmählig empfand der gute Vater aber die Beschwerden des herannahenden Alters. Er war darauf bedacht, seinen Dienst dem Sohne abzutreten. Der Fürst des Landes besuchte jährlich im Herbste auf einige Tage das fürstliche Jagdschloß Felseck; denn die Jagd war ihm bey seinen vielen Geschäften immer einige Erhohlung. Er war ein sehr leutseliger Herr; jeden seiner Unterthanen, auch den Geringsten, hörte er liebreich und redete freundlich mit ihm. Als der Fürst wieder auf dem Jagdschlosse angekommen und die Jagd in dem Walde des alten Försters besonders gut ausgefallen war, näherte sich ihm der Fürst, klopfte ihm sehr zufrieden auf die Schulter und sagte: „Nun wie geht's, mein lieber Förster?"

„Eure Durchlaucht!" sprach der Förster, „diesen alten Schultern will die Last des Tages zu schwer werden; ich wünschte sie jüngern Schultern übertragen zu dürfen." — „Nun," sprach der Fürst, „doch wohl eurem Sohne, dem Christian dort? Er ist ein braver Jäger, und was ich ohne Vergleich mehr schätze, ein sehr guter Forstmann. Die Waldungen sind, wie ich auf der Jagd gar wohl bemerkte, im besten Zustande. Verlaßt euch darauf; kein Anderer bekommt den Dienst. Er mag ihn auch einstweilen versehen. Indeß ist mir's lieb, wenn ihr noch eine Zeit die Oberaufsicht und den Förstertitel beybehaltet. Auch die besten jungen Leute werden leicht übermühtig und nachlässig, wenn ihr Rockkragen zu früh mit goldenen Börtchen verbrämt wird. Es ist mein und euer Vortheil, wenn ihr noch eine Zeit Förster bleibt."

Der Förster bezeigte dem Fürsten für die gnädige Zusicherung seinen Dank, und sagte dann: „Es ist aber noch ein anderer Umstand dabey. Mein Sohn könnte sich eben jetzt gut verheirathen — mit der Tochter meines Jugendfreundes, des längst verstorbenen Försters Busch. Das Mädchen hat

erst kürzlich auch ihre Mutter verloren, und weiß nun nicht wohin. Sie ist arm — aber sehr fromm, fleißig und die lautere Unschuld, Güte und Bescheidenheit." — „Nun wohl," sprach der Fürst; „ich lobe es sehr, daß ein braver Mann bey seiner Wahl mehr auf Unschuld und Tugend, als Geld und Gut sehe. Ich gebe ihm die Erlaubniß zu heirathen mit Vergnügen — und die Anwartschaft auf den Försterdienst dazu. Ich werde sogleich Befehl geben, damit das Decret ausgefertiget werde."

Der Förstersohn, der voll banger Erwartung in einiger Entfernung stand, kam auf den Wink seines Vaters herbey und dankte dem Fürsten. Die Heirath kam zu Stande. Mit der jungen, sanften Frau kam neuer Segen in das Haus; Friede und Eintracht wohnten unter dem Dache des guten Försters. Dem alten Manne wurde noch die Freude, seine Enkel auf seinem Schooße zu sehen, und die alte Försterinn wurde wie verjüngt, nun ihre kleinen Enkel pflegen und tragen zu können. Die Töchter des Hauses lebten mit der jungen Försterinn wie mit einer Schwester. Alle waren sehr glücklich.

Allein bald kam über dieses glückliche Haus eine große Widerwärtigkeit. Sie entspann sich aus einer alten Geschichte, die der alte Förster beynahe vergessen hatte. Jener junge Herr von Schilf, der ehemahls mit dem Förster öfter auf die Jagd gegangen war, hatte bald darauf sich herausgenommen, allein und ohne Erlaubniß des Försters in den Wald zu gehen, und alles, was ihm zu Gesicht kam, ohne Erbarmen niederzuschießen. Der Förster traf ihn im Walde und sagte: „Das Wildschießen ist sehr strenge verbothen. Haben Sie, mein lieber junger Herr, Lust zur Jagd, so kommen Sie, wie bisher, zu mir; ich nehme Sie dann gern mit mir, und weise Ihnen die besten Plätze an, wo Sie dann nach Herzenslust schießen können. Allein das darf ich nicht zugeben, daß Sie eigenmächtig in dem mir

anvertrauten Forste schalten und walten." Wer aber nach wie vor auf die Jagd ging, war der junge Herr. Der Förster traf ihn wieder, nahm ihm das Gewehr und sagte: „Gott weiß es, ich thue es ungern. Allein ich muß. Die Befehle sind streng: ich kann nicht anders. Wenn ich Sie nochmahls treffe, muß ich weitere Anzeige machen, und dann — geht es Ihnen nicht gut." Der brave Förster ging überdieß noch zu dem alten Herrn von Schilf, und bath ihn, dem jungen Herrn das Jagen zu verbiethen. Der alte Herr ließ zwar sonst seinem Sohne alles hingehen. Allein dieses Mahl ward er doch sehr aufgebracht; er fürchtete die fürstliche Ungnade. Er drohte seinem Sohn mit der Enterbung, wenn er noch ein einziges Mahl auf die Jagd gehen würde; es sey denn, der Förster gehe mit ihm. Allein der junge Herr war es schon gewohnt, seinem Vater nicht zu gehorchen. Bald darauf hörte der Förster einen Schuß, eilte hin, und traf den jungen Herrn bey einem erlegten Hirsch. Der Förster machte die Anzeige. Der alte Herr von Schilf reisete selbst zum Fürsten und flehte um Gnade. Der Fürst sagte: „Nach den Gesetzen sollte der junge Herr in das Zuchthaus wandern. Ich will ihn zwar begnadigen; allein läßt er sich noch ein Mahl treffen, so schicke ich ihn sicher dahin — und da begreifen Sie wohl, daß ich mir dann ein Mahl keinen Rath oder andern Diener aus dem Zuchthause nehmen kann." Die Sache wurde so beygelegt. Der junge Herr von Schilf faßte aber einen grimmigen Haß gegen den ehrlichen Förster, und glühte, wiewohl indeß viele Jahre verflossen waren, noch immer von Rache gegen ihn.

Jetzt starb der Fürst sehr unerwartet; der Erbprinz war noch minderjährig, und befand sich eben auf Reisen. Es wurde eine Vormundschaft angeordnet, und in dem Lande ging manche Veränderung vor. Der junge Herr von Schilf, der sehr reich war,

und angesehene Verwandte hatte, wurde Oberförster. Mit großer Pracht zog er in das fürstliche Jagdschloß Felseck ein, von dem ihm ein Theil zur Wohnung angewiesen wurde. Er war nunmehr der Vorgesetzte des guten Försters, und quälte den alten Mann unsäglich. Des Tadelns war kein Ende. Der Förster konnte ihm nichts recht machen.

Der Erbprinz hatte zwar nunmehr die Regierung angetreten, allein der Oberförster von Schilf, der sehr abgeschliffen, gewandt und beredt war, wußte den obersten Forstmeister, der bey dem neuen Fürsten sehr viel galt, ganz für sich einzunehmen, und ward nun gegen den guten Förster noch übermüthiger und feindseliger, als zuvor. „Ihr taugt nicht mehr zum Dienste," sagte er ein Mahl zu ihm; „ich werde darauf antragen, einen brauchbaren Mann für den schönen Forst zu bekommen." — Der Förster sagte: „Herzlich gern lege ich mein Amt nieder. Ich hätte es schon längst gethan, wenn der hochselige Fürst es zugegeben hätte. Es ist also mein Sohn Förster." — „Das wäre!" sagte Herr von Schilf höhnisch lächelnd. „Da müßte ich auch etwas davon wissen. — Der Förster berief sich auf jenes fürstliche Decret, dem zu Folge sein Sohn geheirathet hatte. — „Pah!" rief Herr von Schilf, „ich kenne es wohl." Er wußte es sehr künstlich auszulegen. „Es ist," sagte er, „bloß ein Versprechen auf Wohlverhalten; nichts weiter. Der Junge taugt aber nichts. Ich werde meinen Mann besser zu wählen wissen."

Der alte, graue Förster bemühte sich vergebens, eine Thräne zu verhehlen, und sagte: „Seyen Sie nicht ungerecht, Herr Oberförster! Sie glaubten sich ein Mahl von mir beleidigt; deßhalb sollten sie sich zweyfach in Acht nehmen, mir wehe zu thun." — „Was!" rief Herr von Schilf, und seine Augen funkelten von Zorn; „ihr selbst erinnert mich an eure Grobheiten! Ihr selbst mahnt mich daran, daß ihr mir mein einziges Jugendvergnügen geraubt, und

mich bey Hofe angeschwärzt habt. Ihr seyd ein ungeschliffener, übermüthiger Kerl. Von jeher hattet ihr keine Achtung für höhere Stände, und hieltet euch nur an Bettlergesindel. Eurem Sohne habt ihr gestattet, ein Mädchen ohne Heller und Pfennig, eine wahre Bettlerinn, zum Weibe zu nehmen. Euer hübsches Vermögen habt ihr an den Bettelbuben, den Anton, weggeworfen. Ihr wußtet euer eigenes Vermögen nicht zu verwalten, wie solltet ihr fremdes Eigenthum und das Interesse des Fürsten gut besorgen? Geht, geht, mit euch ist nichts anzufangen! Ich hoffe, wir werden bald wenig mehr mit einander zu thun haben, und ihr sollt mir bald gar nicht mehr unter die Augen kommen."

Der Förster ging. „Hm," dachte er auf dem Heimwege: „der Oberförster mag sagen, was er will. meine Waldungen sind in der besten Ordnung. Er kann, so abgeneigt er mir auch ist, mir nichts anhaben. Ich lasse es darauf ankommen." Er sagte indessen zu Hause den Seinigen von Allem, was sich beym Oberförster zugetragen hatte, nichts, um sie nicht ohne Noth zu betrüben.

Allein bald darauf, da der alte Mann eben aus dem Walde zurückgekommen war, und in seinem Lehnsessel ausruhte, trat ein Bothe in die Stube, und überreichte ihm ein Schreiben vom Oberforstamte. In dem Schreiben stand: Der bisherige Förster Grünewald sey vermöge höchsten Befehls, wegen Altersschwäche und davon herrührender Unfähigkeit, seines Dienstes entlassen, und der Forst bis zur Wiederbesetzung einstweilen dem benachbarten Förster zu Waldenbruch zur Verwaltung übergeben worden. Von einem Ruhegehalt für den verdienten alten Mann, von einer andern Anstellung seines Sohnes war keine Rede. Nur wurde noch bemerkt: der abgekommene Förster solle sich von dem Augenblicke an, da er dieses Schreiben erhalte, nicht mehr unterstehen, im Walde einen Schuß zu thun, oder

sich auch nur mit einem Gewehre blicken zu lassen, bey Strafe, daß es ihm abgenommen werde.

Der alte Förster öffnete das Schreiben und war sehr bestürzt; seine Hand zitterte, in der er es hielt. Indessen faßte er sich wieder, und las den Seinigen, die in der Stube mit allerley Arbeiten beschäftigt waren, das Schreiben laut vor. Die alte Försterinn und ihre zwey Töchter wurden bleich vor Schrecken. Der junge Förster glühte vor Zorn über die Bosheit des Oberförsters. Die junge Försterinn stand eine Weile sprachlos da, und fing dann an, laut zu weinen. Ihre Kinder, die in der Stube spielten und die Mutter weinen sahen, weinten auch. Es entstand ein allgemeiner Jammer. Nur der alte ehrwürdige Förster stand ruhig in ihrer Mitte und sprach: „Vergeßt nicht, daß der alte Gott noch lebt. Du, Großmutter! höre zuerst auf zu weinen, und gib unsern Kindern und Enkeln ein Beyspiel von Vertrauen auf Gott. Gegen seinen Willen können böse Menschen uns nicht schaden. Diese Prüfung kommt von Ihm; sie wird uns ein Mahl zu unserm Besten gereichen. Also Muth gefaßt! Gott ist unser mächtiger Beschützer. Er verstößt uns nicht, wenn uns auch alle Welt verstoßen sollte. Er, der gute, reiche Vater wird es uns, seinen Kindern, nie an Brot fehlen lassen. Auf Ihn wollen wir vertrauen, und unverzagt und getrost seyn."

„Indeß," fuhr er fort, „will ich nichts von dem unterlassen, was ich thun kann. Ich reise Morgen des Tages zum Fürsten. Er ist so edelmüthig, als sein hochseliger Vater. Er wird mich hören, so überhäuft er auch jetzt, bald nach dem Antritte seiner Regierung, mit Geschäften seyn mag. Er ist gerecht; er wird nicht zugeben, daß man einen alten Diener, der dem Fürstenhause über vierzig Jahre treu und redlich diente, so ohne Weiters mit Weib, Kindern und Enkeln dem Mangel und dem Hungertode preis gebe. Du, Christian, mußt mich

begleiten. Wir können ja jetzt beyde abwesend seyn, ohne den Oberförster um Erlaubniß zu bitten. Wir machen die Reise zu Fuß; das Reiten oder Fahren wäre bey unsern jetzigen Umständen zu kostbar, ist auch gar nicht nothwendig. Die nöthigen Kleidungsstücke für die Reise finden in unsern Jagdtaschen wohl Platz. Macht nur Anstalt, daß Morgen frühe alles bereit sey."

Der alte Förster war am folgenden Morgen schon vor Anbruch des Tages aufgestanden und weckte seinen Sohn. „Es wird mir zu lange, auf den Tag zu warten," sagte er; „es ist ja Mondschein und wir kennen alle Wege. Laß uns gehen!" Die alte Försterinn legte die grüne, goldbordirte Uniform hübsch zusammen, und schlug ein reines Leinentuch darüber, um sie bequemer in die Jagdtasche zu packen. Katharina brachte Weißzeug und einige Lebensmittel für die Reise. Die junge Försterinn und Luise machten das Frühstück zurecht, und kamen damit in die Stube. Die Kleinen schliefen noch. — „Und bis wann gedenkst du denn wieder zurück zu kommen?" fragte die alte Försterinn ihren Mann. — „Das weiß ich selbst noch nicht genau," sprach er; „vor acht Tagen schwerlich." — „Morgen über vierzehn Tage ist der heilige Weihnachtsabend," sagte die alte Försterinn; „bis dahin kommst du doch gewiß?" — „Will's Gott, morgen über acht Tage," sagte der Förster. „Uebrigens gehe es, wie es will, den heiligen Weihnachtsabend muß ich mit euch feyern." — „Gott gebe, in Freuden!" sagte die Försterinn." — „Bethet indessen," sagte der Förster noch, „und vertrauet auf Gott. Er wird machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist." Alle begleiteten die zwey Männer unter die Hausthüre. Es war noch völlig Nacht, und man sah noch nicht das Geringste von der Morgenhelle. Sie gingen indessen in der kalten, schauerlichen Decembernacht getrost weiter.

Alle im Hause waren nun um die lieben Reisenden, besonders um den alten Vater sehr besorgt. Die ersten acht Tage wußten sie sich zwar immer zu trösten. Als aber weiterhin ein Tag nach dem andern verging, die Witterung höchst unfreundlich und stürmisch wurde, und es fast unaufhörlich regnete, wurden sie sehr unruhig. „Ach!" sprachen sie, „der Christian, so rüstig er ist, wird genug auszustehen haben; wie aber wird der alte Vater durchkommen?" Die zwey Kinder des jungen Försters liefen alle Augenblicke vor die Hausthüre, um zu sehen, ob der Vater und der Großvater denn noch nicht kämen.

So verflossen zu den ersten acht Tagen noch acht Tage in Kummer und Sorgen. Ueberdieß hatte bald nach der Abreise der beyden Förster ein Jägerbursche des Oberförsters ein ämtliches Schreiben gebracht. Die Försterinn getraute sich zwar nicht, es zu öffnen, allein sie fürchtete, daß es nichts Gutes enthalte; denn der Jägerbursche hatte noch mündlich mit höhnischer Miene gesagt: „Es ist toll, daß der alte Mann mit seinem jungen Brausekopf in die Residenz läuft. Der Herr Oberförster ist seiner Sache gewiß. Sie richten sicherlich nichts aus, und kehren mit Schande und Spott zurück." Alle im Hause betheten indeß täglich, Gott wolle die beyden Reisenden bey dem Fürsten ein gnädiges Gehör finden lassen, und sie glücklich wieder nach Hause führen! Auch die Kinder betheten ungeheißen mit.

VII. Wie es mit dem Förster weiter gegangen.

Unter diesen traurigen Umständen brach der heilige Weihnachtsabend an. Es wurde heute früher Nacht als sonst; denn der ganze Himmel war mit schweren Wolken bedeckt. Der Sturmwind brauste durch die alten Eichen und die schwankenden Tannen des Waldes. Es schneyete und regnete sehr heftig, und die Dachrinne rauschte gleich einem Regenbach, der von einem Felsen stürzt. „Ach du mein Gott!" sagte die alte Försterinn, nachdem sie lange zum Fenster hinaus gesehen hatte, „sie kommen noch nicht. Wenn sie heute, am heiligen Christabende, ausbleiben, so ist ihnen sicherlich ein Unglück begegnet. Mir ist ganz unaussprechlich bange. Es ist ja ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre jagen möchte, und die Wege sind zum Versinken schlecht. Ach, wenn sie nur wieder da wären! gehe dann alles Uebrige wie es wolle."

Sie öffnete wieder das Fenster, sah hinaus und rief: „O Gottlob, nun kommen sie!" Alle eilten ihnen vor die Hausthüre entgegen; Alle fragten: „Nun, wie ist es in der Stadt gegangen?" — „Ich hoffe, es soll noch alles gut gehen!" sagte der alte Förster. „Ihr werdet aber unsertwegen Kummer gehabt haben. Wir blieben lange aus. Allein ich war auf der Reise nicht ganz wohl, und konnte nicht mehr weiter; und da es wieder besser ging, waren von dem vielen Regen die Flüsse und Bäche so angeschwollen, daß wir noch einige Tage aufgehalten wurden. Nun Gottlob, daß wir wieder da sind!" Er trat in das Haus, kleidete sich um, und setzte sich in seinen Lehnsessel an den wärmenden Ofen. Die alte Försterinn brachte eine Flasche Wein, zwey Gläser, und die brennende Oehllampe. „Erquickt euch doch beyde ein wenig," sagte sie, indem sie einschenkte; „ihr werdet es beyde sehr nöthig ha-

ben. Das Essen wird bald fertig seyn." — „Wohl!" sprach der Förster, beym Scheine des hellen Oehllichtes umher schauend; „es ist doch gut, wieder zu Hause zu seyn unter den lieben Seinigen, wo man lauter freundliche und fröhliche Gesichter um sich erblickt."

Der junge Förster hatte aber indeß seiner Frau im Vertrauen gesagt: „O, es steht gar nicht gut; wir kommen wahrscheinlich um den Dienst." Diese erschrak sehr, und sagte es heimlich den Uebrigen. Der alte Förster sah, wie sich auf ein Mahl alle Gesichter verfinsterten und von Schrecken und Angst zeigten. — „Hat Christian schon geplaudert?" sagte er; „je nun, es ist da nichts zu verhehlen. Ihr sollt alles hören; doch werdet mir nicht zu traurig. Es ist uns ja heute Nacht ein Erlöser geboren; über dieser großen Freude müssen wir unsere kleinen Erdensorgen vergessen, wenigstens sie uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen."

„Als wir," sprach er hierauf, „Abends spät in der Residenz ankamen, ging ich noch zu dem alten Forstrath Müller. Er ist ein sehr biederer Mann, dachte ich; er war vor alten Zeiten mein Oberförster und immer mein Freund. Die übrigen Räthe, die mich kannten, sind alle todt oder in Ruhe versetzt. Wiewohl auch er sich, Alters halber, von Geschäften zurückgezogen hat, so kann er mir doch den besten Rath geben. So dachte ich. Der edle Mann nahm mich auch in der That mit großer Herzlichkeit auf. Ich sagte ihm mein Anliegen. Er sprach: „„Sie haben an dem Oberförster einen sehr schlimmen Feind, der dahier mächtige Freunde hat. Er will ihren Dienst einem jungen Menschen, der sein Bedienter war, zuschanzen, und sendet immer die nachtheiligsten Berichte über Sie und Ihren Sohn ein. Ich fürchte sehr, er dringe durch, und bringe den guten Christian um das väterliche Brot."" Ach, sagte ich, es wird ja nicht so weit kommen! Indeß

bin ich Willens, selbst zum Fürsten zu gehen. „„Thun Sie das,““ sagte der Forstrath. „„„Ich gehe mit. Indeß kommen Sie eben jetzt zu der ungelegensten Zeit, der Herr hat zu viele Geschäfte und Sie werden kaum vorkommen. Auch zu dem obersten Forstmeister und den Forsträthen müssen Sie gehen. Allein ich fürchte, da finden Sie keine gute Aufnahme. Herr von Schilf hat sie alle ganz verblendet.““ Ich fand auch, daß der Forstrath vollkommen Recht hatte. Ich machte manchen sauren Gang. Der oberste Forstmeister nahm mich sehr kalt auf, und fertigte mich kurz ab. Die andern Räthe behandelten mich nicht viel besser; ich sah nur finstere Gesichter, und mußte manche harte Rede anhören. Bey dem Fürsten aber wurde ich, da der oberste Forstmeister eben um ihn war, gar nicht vorgelassen. Der Oberförster wußte mich und den Christian sehr schlau zu verleumden. Ich mag euch dieß jetzt nicht ausführlich erzählen; es betrifft ohnehin Geschäfte, die ihr nicht versteht. Alles, was wir hoffen können, ist eine Untersuchung; allein es ist zu fürchten, daß sie in solche Hände kommen werde, von denen wir wenig Gutes zu erwarten haben. — Doch diese Gespräche machen uns zu traurig, und heute Abend sollten alle Menschen in der ganzen Christenheit fröhlich seyn. Es ist ja der heilige Weihnachtsabend: wir wollen der Geburt unsers Erlösers gedenken. Das wird unsern trüben Sinn erheitern.“

Er richtete seine Blicke auf das Gemählde von der Geburt Jesu, das Anton einst geschickt hatte. Es hing in der Stube an jener Stelle, wo vorhin der Spiegel gehangen, und war, damit es nicht Schaden nehme, mit einem Flor verhüllt. Die kleinen Enkel des alten Försters, zwey liebliche Kinder, Franz und Clara, hatten sich schon seit mehreren Wochen auf die Feyer des heiligen Weihnachtsabends gefreut. Sie sprangen auf und trockneten sich schnell die Thränen von ihren erheiterten Gesichtern. „Groß=

mutter!" sagte der kleine Franz, „nimm den Flor weg von dem Bilde, und zünde, wie im vorigen Jahre, die Kerzen an, damit man es auch recht sehe." — „Und du, Großvater!" sagte die kleine Clara, „hohle deine Harfe; wir wollen unser Weihnachtsliedchen singen, das uns die Mutter gelehrt hat."

„Nun wohl!" sprach der Förster; „wir wollen ein Weihnachtslied singen. Doch sagt zuvor noch: hat sich, während wir fort waren, nichts Besonderes ereignet?"—„Nichts," sagte die alte Försterinn; „nur ist, leider! bald nach eurer Abreise wieder ein Schreiben von dem Oberforstamte angekommen. Was es wohl seyn mag?" Sie reichte ihm das Schreiben verschlossen hin. Er öffnete es — erblaßte — und sagte mit einem Blick zum Himmel: „Nun, Herr, deine Wille geschehe!" Alle schauten erschrocken und erwartungsvoll auf ihn. „Was ist es denn?" fragte die Großmutter. „Wir sollen aus diesem Hause fort," sagte er; „ja wir sollten schon fort seyn. Der Oberförster befiehlt in diesem Schreiben, das Försterhaus müsse längstens bis zum Weihnachtsabende geräumt und gereiniget seyn, damit der neue Förster auf die Weihnachtsfeyertage einziehen könne. Er droht: wenn wir ihm nicht gehorchen würden, uns durch die Amtsdiener abführen zu lassen. Mich wundert, daß sie noch nicht da sind; wir sind keinen Augenblick sicher, daß sie uns aus dem Hause werfen."

„Ach Gott!" rief die junge Försterinn; „jetzt, in dieser fürchterlich stürmischen Nacht! Hört ihr, wie draußen der Sturmwind braust? Wie es regnet? Wo werden wir gegen Sturm und Regen ein Obdach finden?" Sie sank auf einen Sessel und umfaßte ihre zwey Kinder. „Guter Gott!" seufzte sie, „ach, erbarme du dich dieser Unschuldigen!" Der junge Förster stand mit gefalteten Händen sprachlos vor ihr, und blickte sie und seine zwey Kinder mit Augen voll Thränen an.

„O du mein Gott!" sagte die Großmutter schluchzend und die Hände ringend, „in unsern alten Tagen mit Kindern und Enkeln aus dem Hause vertrieben zu werden, in dem ich geboren bin, in dem mein Vater und mein Großvater lebten — ach, es ist schrecklich! Guter Gott, laß mich in diesem Hause, in dem ich geboren ward, vollends absterben!"

Katharine weinte stille Thränen; Luise stand zitternd und bebend da, wie ein Lamm, das man schlachten will. Der alte Förster aber mit seinem ehrwürdigen Angesichte, der hohen kahlen Stirne und den grauen Seitenlocken, blickte lange schweigend zum Himmel, und sprach dann ruhig und gefaßt: „Ja, meine liebsten Kinder! es ist an dem, daß wir dieses Haus verlassen müssen. Ich weiß keinen Menschen, der uns alle zugleich in sein Haus aufnehmen könnte. Wir werden jetzt wohl von einander getrennt werden. Ich hoffte zwar, in eurer Mitte ein ruhiges Alter zu genießen — hoffte, ihr würdet, so wie ihr jetzt um mich versammelt seyd, in diesem Hause einst alle an meinem Sterbebette stehen. Gott beschloß es anders — wir wollen uns in seinen heiligen Willen ergeben."

Er blickte auf seine Enkel und sprach weiter: „Unser Herz regt sich, wenn wir diese weinenden Kinder betrachten. Gott hat noch ein liebevolleres Vaterherz gegen uns. Schickt er ein so schweres Leiden über uns, so hat er gewiß die weisesten Absichten dabey. Auch diesen Jammer wird er zu unserm Besten lenken. Wenn es einmahl auf das Aeußerste gekommen, muß es wieder besser gehen. Die Alten sagten ja aus wohlbewährter Erfahrung: Ist die Noth am höchsten, so ist Gottes Hülfe am nächsten. — Wir haben in dieser Stube viele Weihnachtsabende in Freuden zugebracht, laßt uns auch den Einen traurigen von Gottes Hand willig annehmen."

„Du hast Recht, liebster Mann!" sagte die alte Försterinn; „wir wollen Alles Gott überlassen und in unserm großen Jammer getrost seyn. Ach, ich dachte oft daran, wie es Marien seyn mußte, als sie nicht nur in dem Stalle übernachten mußte, sondern bald darauf ihre Wohnung bey dunkler Nacht — wie jetzt wir — gar verlassen, und mit ihrem göttlichen Kinde fortziehen sollte in ein anderes Land. O so groß ihr Glauben, ihr Vertrauen war, ich denke doch, daß ihr, wo nicht um ihrer selbst, doch um ihres Kindes willen, Thränen in die Augen traten! ich weiß, was es um ein Mutterherz ist! Ihre Leiden waren gewiß herzzerschneidend. Jeder Mensch auf Erden aber muß in ähnliche Lagen kommen. Gott läßt keines seiner Kinder ungeprüft. Jene alten Geschichten werden auf ein gewisse Art an uns erneuert. Allein derjenige, der Marien in dem armen Stalle und auf ihrer traurigen Flucht tröstende Freunde und leitende Engel zuschickte, wird auch uns nicht ohne Trost lassen — er wird zu rechter Zeit Hülfe schicken."

Nun wurde mit einem Mahle an der Hausthüre geklopft. „Jetzt kommen sie!" sagte der alte Förster, „und werden uns aus dieser Stube vertreiben." Der Förstersohn fuhr auf, blickte nach seinem Gewehr, und rief: „Das sollen sie sich nicht unterstehen, meine grauen Aeltern, mein liebes Weib, meine Kinder, meine Schwestern aus dem Hause zu werfen. Den Ersten, der an sie Hand anlegt, den — —"

„O nein, nein, mein Sohn!" sprach der alte Vater; „sprich diese schrecklichen Worte, die du auf der Zunge hast, nicht vollends aus. Keine Widersetzlichkeit; nichts von unrechtmäßiger Gewalt! Gott ist über uns und ihnen. Er allein ist unser Schutz und unsre Zuflucht. Wenn unsre Bitten und Vorstellungen über diese Männer, die uns zu vertreiben kommen, nichts vermögen, so gehen wir willig aus

dem Hause, und flüchten uns, bis die Nacht vorüber ist, in jene Höhle des Waldes, in der wir bey stürmischer Witterung auf der Jagd oft eine Zuflucht gefunden. „Ach," sprach er, indem er aus seinem Lehnsessel aufstand, „ich wollte, ein Jedes aus euch könnte mit mir alten, vielgeprüften Manne sagen:"

„Um mich hab' ich mich ausbekümmert,
Und alle Sorg' auf Gott gelegt,
Würd' Erd' und Himmel auch zertrümmert,
So weiss ich doch, dass Er mich trägt;
Und hab' ich meinen treuen Gott,
So frag' ich nichts nach Noth und Tod."

VIII. Ein unerwarteter Besuch.

Indessen wurde wiederhohlt geklopft, und noch stärker als zuvor. „Geh, Christian!" sagte der alte Förster, „und öffne die Thüre." Christian ging. Nach einigen Augenblicken trat ein schöner, ansehnlicher Herr, den sie nicht kannten, in einen dunkelgrünen Mantel gehüllt und mit einer Pelzmütze bedeckt, zur Thüre herein. „Das ist der neue Förster!" dachten Alle mit erschrockenen Herzen. Der Unbekannte schien aber selbst erschrocken, so viele rothgeweinte Augen und schreckenblasse Angesichter zu sehen. Er nahm seine Mütze ab, stand einige Augenblicke still und sagte: „Kennen Sie mich denn nicht mehr?" — „Ach Gott," rief Luise, „es ist Anton!" — „Anton!" rief Katharine, „ists möglich?" — „Was fällt euch ein," sagte die alte Mutter; „dieser Herr da ist ja viel größer und stärker als Anton." — „Wahrhaftig, er ist es!" sprach Christian, „es ist Anton! Um des Himmels Willen, Bruder! wie kommst du hieher? Ich hätte dich in Rom gesucht, mehrere hundert Stunden von hier!" Der alte Vater rieb sich die Augen, als traute er ihnen nicht, trat langsam näher, eilte aber plötzlich mit weit ausgestreckten Armen auf Anton zu, schloß ihn in die Arme und konnte nichts mehr sagen, als: „O mein Sohn Anton!" Sie umarmten sich lange und innig. Nun grüßte Anton seine ehrwürdige Pflegemutter, seine Geschwister, Christian, Katharinen und Luisen, voll der herzlichsten Freude des Wiedersehens. Auch die junge Försterinn und ihre Kinder, die er das erste Mahl sah, grüßte er mit großer Freude und Herzlichkeit. So tief betrübt Alle noch vor wenigen Augenblicken waren, so hoch erfreut waren jetzt Alle. Die unerwartete Freude hatte alle Traurigkeit verscheucht, wie die aufgehende Sonne die nächtlichen Schatten zerstreut.

Jetzt aber fing die alte Mutter an: „Ach, Anton, du findest uns in sehr traurigen Umständen. Du hast ja unsere Thränen noch gesehen, als du in die Stube herein kamest. Ach, laß dir unsern Jammer doch erzählen." — „Ich weiß alles," sprach Anton; „seyen Sie aber vollkommen ruhig, liebste Aeltern! Ihre Angelegenheiten stehen auf's Beste. Ich komme eben vom Fürsten. Er grüßt Sie, liebster Vater, auf das freundlichste."

„Mich?" rief der alte Vater? „Wie kamst du zum Fürsten? Das begreife ich nicht. Wahrhaftig, ich fürchte, dieses alles ist nur ein glücklicher Traum."

„Nein!" sprach Anton, „nichts weniger als ein Traum, sondern die gewisse Wahrheit. Setzen Sie sich ein Mahl in ihren Lehnsessel, liebster Vater! und Sie, liebste Mutter! nehmen Sie hier Platz, und lassen Sie sich alles ausführlich erzählen." Er legte seinen Mantel ab, und hohlte noch ein Paar Sessel herbey. Die erfreuten Pflegeältern nahmen ihn in ihre Mitte. Alle Uebrigen standen umher, und sahen voll Verwunderung und Erwartung auf ihn. Anton erzählte:

„Unser jetziger gnädigster Fürst war, wie Sie wissen, noch vor kurzem als Erbprinz in Italien. Da wurden nun ein Mahl zu Rom die Gemählde junger Künstler zur Schau ausgestellt. Er ging hin, und unter den vielen Gemählden gefiel ihm eines ganz vorzüglich. Man sagte ihm, ein junger Mahler aus seinem Fürstenthume, Anton Kroner, habe es gemahlt. Der Prinz ließ mich rufen, lobte mich sehr, und war gegen mich ganz ungemein gnädig. Er fragte mich, was ich für das Gemählde fordere, und bezahlte mir mit fürstlicher Großmuth viel mehr, als ich verlangt hatte. Da er die berühmtesten Gemählde zu Rom sehen wollte, so mußte ich ihn öfter begleiten, durfte neben ihm in seinem Wagen sitzen, ja sogar einige Mahle bey ihm speisen. Nun wurden zu Rom mehrere alte Gemählde von ganz vor-

züglicher Schönheit zum Verkauf ausgebothen. Der Prinz fuhr mit mir hin, sie zu besehen. Er fragte mich bey jenen Stücken, die ihm besonders gefielen, um meine Meinung, und beschloß, sie zu kaufen. Es war ein Tag bestimmt, an dem sie öffentlich sollten versteigert werden; der Prinz konnte aber nicht mehr so lange bleiben, weil er nach Hause reisen und die Regierung übernehmen mußte. Er gab mir daher den Auftrag, die Gemählde zu kaufen und dafür zu sorgen, daß sie ihm sicher und unbeschädigt überliefert würden. Er bestimmte, wie viel ich im äußersten Falle für die Gemählde geben durfte, und wies mir eine Summe Geldes an. Dieser für mich so ehrenvolle Auftrag lag mir nun sehr am Herzen. Ich war auch so glücklich, die Gemählde für eine bedeutend geringere Summe, als er mir gestattet hatte, zu erhalten. Da ich bereits alles, was für einen Mahler in Italien vorzüglich sehenswerth ist, gesehen hatte, und da eben ein Schiff zum Absegeln bereit lag, so schiffte ich mich sammt den Gemählden ein. Ich kam mit meinem kostbaren Schatze glücklich an das Land. Da miethete ich nun für die Gemählde einen besondern Wagen, und fuhr, damit sie ja keinen Schaden nehmen möchten, selbst mit, bis wir auf dem Wagen zusammen in der Residenz anlangten. Ich eilte sogleich nach Hofe und ließ mich melden. Der Fürst war eben von der Mittagstafel aufgestanden, und befand sich in seinem Cabinette. Ich kam sogleich vor. „Nun, willkommen in Deutschland!" sprach der Fürst sehr freundlich. „Was bringen Sie mir Gutes aus Italien? „Die Gemählde," sagte ich, die ich Eurer Durchlaucht höchstem Befehle gemäß gekauft habe." — „Nun," sprach der Fürst, „und wie viele davon?" — „Alle!" sagte ich. — „Alle?" rief er sehr erfreut; „das ist ja ganz vortrefflich." Er gab sogleich Befehl, daß die Bilder ausgepackt und aufgestellt würden. Ich legte auch mit Hand an. Alle waren vollkommen unbeschädigt. Der Fürst war in

seinem größten Vergnügen; denn er ist nicht nur ein Liebhaber, sondern auch ein Kenner von Gemählden. Ich überreichte ihm die Quittungen für die bezahlten Gemählde. „Die Summe," sprach er, „beträgt ja um ein Merkliches weniger, als ich Ihnen gestattete." Ich sagte: Eure Durchlaucht wollen befehlen, wo ich das übrige Geld abzugeben habe. „Ach," sagte er sehr gnädig, „davon kann keine Rede seyn. Ich bin Ihnen Dank schuldig. Wenn Sie mit mir zufrieden sind, so bin ich es mit Ihnen noch viel mehr. Doch — Sie sind müde von der Reise, und haben sich mit Auspacken noch mehr abgemattet. Sie bedürfen der Ruhe." Er befahl, mir ein Zimmer in der Residenz anzuweisen."

„Als ich Abends in meinem Zimmer saß, fiel mir plötzlich ein, den alten Forstrath Müller zu besuchen. Er war ja, außer dem Fürsten, der einzige Mann, den ich in der Residenz kannte, und ich erinnerte mich sehr wohl, wie er ehemahls als Oberförster Sie, bester Vater, öfter besuchte und mit Ihnen in der herzlichsten Freundschaft lebte. Er fragte mich, wie ich hieher komme. Ich sagte es ihm. „Sie kommen zur glücklichsten Stunde!" sprach er, und fing nun sogleich an, mir zu erzählen, wie es Ihnen, liebster Vater, gehe; wie viel Verdruß Ihnen der Oberförster mache, wie Sie deßhalb selbst in die Residenz gekommen, aber einige Tage vor meiner Ankunft unverrichteter Sache wieder abgereiset wären. Ich wollte sogleich wieder zum Fürsten. „Nicht doch!" sagte der Forstrath, das geht nicht. Morgen frühe müssen Sie um eine besondere Audienz bitten. Ich werde Sie begleiten. Die Sache ist jetzt schon so vorbereitet, daß wir ein geneigtes Gehör finden werden." Wir wurden am folgenden Morgen sehr bald vorgelassen. Ich fing sogleich von Ihnen an, und redete mit großem Eifer. Ich erzählte, wie ich in ihr Haus gekommen, und was Sie alles an mir gethan haben. Ich war sehr

ausführlich. Der Forstrath sagte einige Mahle: „Zur Sache, zur Sache!" Der Fürst aber lächelte nur, und sagte: „Lassen Sie! Die Dankbarkeit des guten Sohnes gegen seine alten Pflegeältern gefällt mir. Wir werden ja am Ende finden, wo da alles hinaus will." Ich kam nun auf den Herrn von Schilf, und sagte es gerade zu, warum er Ihnen so auffässig sey, und daß er als ein Wilddieb in das Zuchthaus gekommen wäre, wenn der hochselige Fürst nicht zu gnädig gewesen wäre. „Nicht doch," sagte der Forstrath ernsthaft zu mir, „Sie vergessen den schuldigen Respect. Fürsten können kaum zu gnädig seyn. Der Oberförster war damahls ein junger Mensch, und es konnte deßhalb immer einige Schonung eintreten." — „Nur weiter, nur weiter!" sagte der Fürst zu mir. Ich zeigte ihm nun die Briefe, die Sie, liebster Vater, mir nach Italien geschrieben. Ich hatte sie noch in der Nacht aus meinem Koffer hervorgesucht. Da ist auch nicht ein einziger darunter, in dem nicht für den Durchlauchtigen Erbprinzen, der mit mir damahls in e i n e m Lande lebte, die besten Segenswünsche enthalten wären. Der Fürst las nicht nur die Stellen, die ich ihm zeigte, sondern, nachdem er mich zuvor, mit zu vieler Gnade, um Erlaubniß gefragt hatte, die ganzen Briefe. „Nun wohl!" sprach er, „ich erinnere mich jetzt, daß Sie mir schon in Italien von dem wackern Manne gesagt haben; ein Mann, der so schreibt, und einen so guten Sohn erzog, kann kein schlechter Mann seyn." — Deßhalb, sagte ich, müssen Euer Durchlaucht den Oberförster bestrafen, und dem Sohne des Försters den väterlichen Dienst geben. Der Forstrath blickte mich unwillig an und sagte: „Spricht man denn auch ein Mahl so mit dem gnädigsten Herrn?" Der Fürst sprach aber mit Lächeln: „So schnell geht es freylich nicht, wie Sie meinen, junger Mann. Ich muß den Oberförster erst auch hören." Er winkte dem Forstrathe an ein Fenster, und redete

einige Zeit besonders mit ihm. Der Forstrath setzte sich hierauf, und schrieb. Der Fürst sagte aber zu mir: „Seyen Sie ruhig, es wird recht werden."

„Er redete nun, während der Forstrath schrieb, mit mir von Gemählden. „Mein seliger Vater," sagte er: „hat mir eine ganz artige Sammlung hinterlassen. Ich bin begierig, was Sie dazu sagen. Indeß müssen alle Gemählde wieder in bessern Stand gesetzt werden. Diese Arbeit übertrage ich hiemit Ihnen. Wollen Sie das Geschäft übernehmen?" — Mit dem größten Vergnügen, sagte ich; aber erst nach den Weihnachtsfeyertagen. Am heiligen Weihnachtsabende habe ich meine ehrwürdigen Pflegeältern das erste Mahl gesehen; an dem Weihnachtsabende muß ich sie wieder sehen, besonders da sie in einer so traurigen Lage sind, und ich ihnen erfreuliche Nachrichten bringen kann. — „Das ist nicht mehr als billig!" sagte der Fürst. „Der Dankbarkeit gegen Aeltern will ich gerne nachstehen."

„Der Forstrath war indessen mit dem Schreiben fertig geworden, und überreichte dem Fürsten das Blatt. Der Fürst unterzeichnete es. „Grüßen Sie mir Ihren guten Pflegevater," sprach er zu mir, „und sagen Sie dem braven, alten Manne, er solle außer Sorgen seyn."

„Aber wie frey Sie doch mit dem Fürsten sprachen," sagte der Forstrath, indem er mich auf mein Zimmer begleitete. „Ich winkte Ihnen immer, aber Sie achteten nicht darauf. Nun, Ihrer Liebe zu Ihren Pflegeältern ist dieses zu verzeihen. Auch finde ich, der geradeste Weg ist immer der kürzeste." Ich fragte nun den Forstrath, was der Fürst mit ihm gesprochen, und was er ihm zu schreiben befohlen. Nach vielen Bitten gestand er mir endlich, der Fürst habe gesagt: „Bald hätte man mich zu einer Ungerechtigkeit verleitet. Dort liegt ein Decret, in dem an die Stelle des alten Försters ein anderer Mann ernannt ward. Ich fand jedoch einige Bedenklichkei-

ten dabey, und habe, so sicher man auch darauf rechnete, es noch nicht unterzeichnet. Ich werde nun die Sache zuvor noch gründlicher untersuchen." — Was der Forstrath schreiben mußte, war ein besonderer Befehl an den Oberförster, ungefähr dieses Inhalts: „Seine Durchlaucht hätten mit allergrößtem Mißfallen vernommen, wie unwürdig der Oberförster den würdigen Förster Grünewald behandle; der Oberförster erhalte hiemit die geschärfteste Weisung, bis auf weiteres weder den alten Förster noch dessen Sohn im Geringsten zu beunruhigen." Den Befehl mußte der Forstrath sogleich durch eine Staffete absenden. „Denn," hatte der Fürst gesagt, „es liegt mir sehr daran, dem alten ehrlichen Manne sobald möglich Ruhe zu verschaffen." Der Forstrath gab mir nun noch auf, Sie zu grüßen, und Ihnen zu sagen: „Die Untersuchung, die der Fürst anordnen werde, falle zuverlässig zu Ihrem Besten aus, und Ihr Sohn erhalte sicher den Försterdienst."

Der alte Förster wischte sich, so wie alle Uebrigen, während dieser Erzählung öfter die Augen. Jetzt stand er auf, umarmte Anton, nahm den Flor von dem Gemählde der Geburt Jesu hinweg, blickte dankend zum Himmel und rief: „Nun laßt uns in den Lobgesang der Engel einstimmen: Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die da eines guten Willens sind."

IX. Der Weihnachtsbaum.

Nachdem Anton seine Erzählung geendet hatte, erkundigte er sich sehr angelegentlich nach dem Befinden seiner lieben Aeltern. Er hatte nicht ohne Schmerzen bemerkt, wie sehr beyde seit seiner Abreise gealtert hatten. Ihre grauen Haare und ihre vielen Falten preßten ihm beynahe Thränen aus. Indeß ließ er sich davon nichts merken, um sie nicht zu betrüben. Gar sehr mußte er sich hingegen verwundern, seine Geschwister, Christian, Katharine und Luise nun in der vollen Blüthe des Lebens zu erblicken. Er rief Christians beyde Kinder freundlich herbey. „Mein Gott," sagte er, „so verfließt die Zeit! Ach, vor achtzehn Jahren waren Christian, Katharine und ich, Kinder wie diese hier; Luise noch kleiner. Jetzt sind diese Kinder in unsre Stelle eingerückt." Er betrachtete die zwey Kinder mit Wohlgefallen. „Nun," sprach er, „habt ihr aber auch eure Weihnachtsgeschenke schon bekommen?" — „Ach nein;" sagte der kleine Franz. „Der Oberförster hat uns den Spaß verdorben; er ist ein rechter Herodes." Die Mutter verwies ihm diese Rede. Die kleine Klara sagte: „Anton, dich hat gewiß ein Engel hieher geschickt. Hast du uns aber auch ein Weihnachtsgeschenk mitgebracht?" — „O ja wohl!" sagte er, „ich habe eurer nicht vergessen. Nur müßt ihr warten, bis meine Kutsche nachkommt. In dieser ist alles." Die Kinder gaben sich zufrieden.

Hierauf wurde das Abendessen aufgetragen. Es wurde aber mehr geredet, als gegessen. Nach Tische verlangten die Kinder in das Bett. Alle Uebrigen blieben aber noch bey einander auf. „Den lieben Kleinen," sagte Anton, „müssen wir morgen frühe noch eine besondere Freude machen. Wir müssen ihnen einen Weihnachtsbaum zurichten; denn wie in einigen Gegenden die Krippe, so ist in andern der Weihnachtsbaum Sitte. Christian muß sich,

aus Liebe zu seinen Kindern, schon bequemen, noch diese Nacht aus dem nahen Walde eine junge Tanne zu hohlen. Das Nöthige, den Baum zu schmücken, bringe ich mit. Ich habe meinen Kutscher, dessen Pferde fast erlegen waren, in Aeschenthal zurückgelassen, und bin auf dem Fußsteige über alle Berge hieher geeilt; morgen frühe aber, vor Anbruch des Tages, wird die Kutsche mit meinem Koffer und übrigem Gepäcke hier eintreffen."

Am folgenden Morgen, sehr frühe, da die Kinder noch süß und sanft schliefen, waren schon alle Erwachsene im Hause mit Aufstellung und Ausschmückung des Weihnachtsbaumes beschäftigt. Ein junger, schöner Tannenbaum mit dichten, grünen Aesten wurde in der Stubenecke zwischen den Fenstern angebracht. Anton öffnete, nachdem die Kutsche abgepackt war, eine große Schachtel, die fast mit allem, was Kinder erfreuen kann, gefüllt war. Er hängte die kleinen Geschenke — schönes Obst, allerley buntes Zuckerwerk, niedliche Körbchen voll verzuckerter Mandeln, Kränze von künstlichen Blumen mit rosenfarbenen oder himmelblauen Bändern geziert, nebst allerley flimmerndem Spielzeug an den Baumzweigen auf. Er wußte alles sehr mahlerisch zu ordnen. Nun nahm er auch ein Paar Dutzend kleine blecherne Lampen hervor, die mit Wachs eingegossen waren. Er hängte sie vorsichtig, damit sie den Baum schön beleuchten, aber nicht anbrennen konnten, an den Zweigen auf. Da alles fertig war, gingen Katharine und Luise, die Kinder zu wecken. „Sie dürfen aber nicht früher kommen," sagte Anton, „als bis ich mit dem Anzünden der Lampen fertig bin, und bis die Mutter ruft."

Als die Kinder von den Weihnachtsgeschenken hörten, verging ihnen sogleich aller Schlaf. Man konnte sie nicht schnell genug ankleiden. Endlich rief die Mutter: „Jetzt kommt!" Die Kinder sprangen eilig in die Stube — blieben aber, vom Glanz und

Schimmer geblendet, plötzlich stehen. Vor Erstaunen und Entzücken über den unerwarteten Anblick konnten sie anfangs nicht reden. Sie staunten den wundersam schimmernden Baum mit starren Augen und offenem Munde unverwandt an. Der grüne Glanz der Zweige, die Lichter, die dazwischen wie Sterne schimmerten, die hochroth strahlenden Aepfel, die goldgelben Birnen, die vielen bunten und funkelnden Sachen kamen ihnen wie Zauberey vor. Sie wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Endlich riefen sie höchst entzückt: „O wie schön, o wie herrlich!" Franz sagte: „Einen solchen Baum, der so schön ist, und im Winter so vielerley Früchte trägt, gibt's in unserm ganzen Walde nicht." „Ey," sagte Klara, „solche Bäume wachsen nur im Paradiese, oder gar nur im Himmel. Nicht wahr, Mutter, das Christuskindlein hat uns den Baum geschickt?" „So, wie er da ist," sprach die Mutter, „nun eben nicht. Indeß hat doch Christus, der einst als ein Kind in der Krippe lag, und nun im Himmel ist, euch diese Freude beschert. Denn wäre er uns nicht geboren, so wüßten wir nichts von Weihnachtsfreuden und Weihnachtsgeschenken."— „Nun gut," sagten die Kinder, „wir wollen ihn schon recht lieb haben und ihm recht folgen. Er ist doch gar so gut, und hat die Kinder gar so lieb. Eine solche Freude, wie er uns macht, hatte noch kein Mensch in der Welt."

Die Großmutter sprach: „Es ist wohl wahr, ein erwachsener Mensch kann kaum eine solche Freude empfinden, wie ihr Kinder. Schuldlose Kinder sind die seligsten Geschöpfe auf Erden; ihre Freuden sind rein und lauter. Gott erhalte euch unschuldig und gut! — Ach," sagte sie zu den Uebrigen, „die Freuden der Erwachsenen werden nur zu oft von Kummer und Sorge, von Ehrsucht, Geiz, andern bösen Leidenschaften, wohl gar von Gewissensbissen verbittert. Darum ist es ein schönes, wahres Wort

unsers göttlichen Erlösers: „Wenn ihr euch nicht bekehret, und nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“

Der Großvater sagte: „Der Gebrauch mit dem Weihnachtsbaume gefällt mir sehr wohl. Es war klug und weise von unsern Vorältern, daß sie darauf bedacht gewesen, die schönen christlichen Freudenfeste auf mancherley Weise den Kindern zu Tagen der Freude zu machen. Diese kindliche Freude macht ihnen die Festtage des Herrn lieb und werth, und bereitet ihr Herz vor, an der höheren Festfreude, dem Heile, das uns allen geworden, Theil zu nehmen. Von nun an soll in diesem Hause an jedem Weihnachtsfeste den lieben Kleinen immer ein Weihnachtsbaum grünen. Wenn er auch nicht so prächtig geziert seyn sollte, wie dieser, so wird er ihnen doch nicht weniger Freude machen. Es braucht wenig, Kinder zu erfreuen; einige Aepfel, Birnen, vergoldete Nüsse reichen schon hin, wenn man etwa nichts Besseres hat. Auch wird wohl Niemand knickern wollen, wenn es darauf ankommt, Kindern eine schuldlose und heilsame Freude zu machen. Ich denke auch, der Weihnachtsbaum kann uns bey der Kinderzucht große Dienste leisten; er kann uns, wenigstens sehr oft, die Ruthe ersparen. Kinder, die einmahl einen Weihnachtsbaum gesehen haben, freuen sich gewiß das ganze Jahr wieder darauf, und werden gewiß mehr auf die Worte achten: Wenn ihr nicht gehorcht, bekommt ihr keinen Weihnachtsbaum! — als wenn man ihnen mit Schlägen drohte.“

Die Aeltern und Großältern dankten nun dem Anton für die viele Freude, die er ihren Kindern und Enkeln gemacht hatte. „Es ist eine Kleinigkeit,“ sagte er, „die nicht der Rede werth ist. Indeß muß ich Sie bitten, daß auch Sie einige kleine Weihnachtsgeschenke von mir nicht verschmähen.“ Er schloß seinen Koffer auf, der in einer Ecke der Stube stand.

„Diesen Koffer," sagte er, „haben Sie mir einst, reichlich gefüllt, mit auf die Reise gegeben; es ist nicht mehr als billig, daß Sie ihn nicht ganz leer wieder zurück erhalten." Er überreichte der alten Försterinn kostbares Pelzwerk und Seidenzeug. „Es ist ja die Pflicht guter Kinder," sagte er, „ihre alten Aeltern bey der rauhen Jahreszeit warm zu halten." Der jungen Frau und den zwey Jungfrauen gab er grünen Taffet zu Kleidern, seidene Halstücher aus Mailand und andern Frauenzimmerputz. Der junge Förster bekam eine vortreffliche Doppelflinte, deren Schaft von Nußbaumholz sehr schön mit Silber eingelegt war. „Sie, liebster Vater," sagte Anton zu dem alten Förster, „müssen nun nicht mehr auf die Jagd gehen; Sie müssen nun von Ihren vielen Beschwerden ausruhen. Sie brauchen Stärkung in Ihren alten Tagen. Der Korb dort ist mit Flaschen vom besten alten Rheinwein gefüllt, und hier ist ein Becher dazu." Anton überreichte ihm einen silbernen Becher, der innen prächtig vergoldet war. Außen auf dem Becher waren in einem Kranze von Eichenlaub die Worte eingegraben: „Meinem lieben Vater, Friedrich Grünewald, zur Erinnerung an den Weihnachtsabend 1740; überreicht am Weihnachtsfeste 1758, von dessen dankbarem Sohne Anton Kroner." Der alte Förster umarmte Anton mit Thränen in den Augen. Allein Anton übergab ihm überdieß noch eine Rolle Gold. „Sie, liebster Vater," sagte er, „haben große Summen auf mich verwendet. Es wäre nicht recht, wenn Ihre übrigen Kinder und Ihre Enkel dadurch sollten verkürzt werden." Der edle Greis erstaunte, und wollte das Geschenk nicht nehmen. Allein Anton sagte: „Es ist nichts weniger, als ein Geschenk von mir. Der gnädigste Fürst hat mich so reichlich beschenkt, und sein Geschenk freute mich zweyfach, weil ich dadurch in den Stand gesetzt wurde, Ihnen an einer alten Schuld, die ich nie werde ganz bezahlen können, wenigstens

Einiges abzutragen." Alle Umstehenden waren höchst erstaunt. — Die alte Försterinn aber sagte: „Ach Anton, wie hätten wir an jenem Weihnachtsabende, an dem du das erste Mahl in unser Haus kamest, denken können, daß du uns dereinst einen so fröhlichen Weihnachtsabend bereiten, uns durch die Verwendung bey Seiner fürstlichen Durchlaucht aus so großer Noth retten, und uns alles, was wir an dir thaten, so reichlich vergelten würdest!" — „Das hat Gott gethan," sprach Anton. „Er führte mich in Ihr Haus, um Sie und mich reichlich zu segnen. Sein Nahme sey gepriesen."

„Doch," sprach jetzt Anton, „erlauben Sie nun, daß ich sogleich abreise." — „Was, wie, warum?" riefen Alle erstaunt. — Allein Anton sagte: „Ich fahre jetzt zu Herrn Riedinger. Ich hoffe dort noch dem Gottesdienste beywohnen zu können, meinem vortrefflichen Lehrmeister durch meinen Besuch eine unerwartete Freude zu machen, und ihn auf den Abend hieher zu bringen. Dann wollen wir die übrigen Weihnachtsfeyertage, ja alle Tage des noch übrigen Jahres recht fröhlich beschließen." Alle begleiteten Anton an die Kutsche. Am Abende kam Anton mit seinem Lehrmeister an, und das alte Försterhaus in dem düstern Walde beherbergte in diesen Tagen so selige Menschen, als je auf Erden gelebt haben.

Was von Antons Geschichte noch weiter bemerkt zu werden verdient, ist kurz dieses. Anton bath den alten Förster und dessen Hausfrau, ihm ihre Tochter Luise zur Ehe zu geben. Beyde bewilligten es mit Freuden." — „Ach Luise!" sprach die alte Großmutter, „damahls, als du dem Anton jenes Aepfelchen zum Weihnachtsgeschenke gabst, dachte ich wohl nicht daran, daß er dich dereinst als seine Braut zum Altare führen würde." Das Hochzeitfest war erst noch das freudigste Fest, das je in dem Försterhause gefeyert wurde. Anton aber kaufte sich in der Residenz ein eigenes Haus, hatte, als ein sehr

geschätzter Mahler, immer sehr viel zu mahlen, und lebte mit Luisen in der seligsten Eintracht.

Im folgenden Frühlinge kam der Fürst ganz unerwartet auf dem fürstlichen Jagdschlosse Felseck an, und brachte den alten Forstrath Müller und einen auswärtigen forstverständigen Mann mit sich. Der Oberförster war sehr bestürzt, und versprach sich von diesem gnädigen Besuche wenig Gutes. „Sie haben meine Befehle überschritten," sagte der Fürst zu ihm. „Ich hatte zwar, durch Ihre Berichte verleitet, den alten Förster seiner Geschäfte überhoben, und war Willens, den jungen Förster auf einen sehr geringen Försterdienst zu versetzen; allein die ganze Familie so unmenschlich aus dem Forsthause zu verstoßen, war nie mein Wille. — Doch wir wollen vorerst die Waldungen in Augenschein nehmen."

Des Oberförsters eigener Bezirk befand sich in einem kläglichen Zustande. „Auf den Papieren, die er einschickte," sprach der Fürst, „fand ich alles vortrefflich. Da war alles so schön geschrieben und linirt, wie gestochen. Allein im Walde finde ich es anders. Auf manchem Platze ist offenbar ohne Vergleich mehr Holz gestanden, als in der Rechnung steht. Er hat mich betrogen." Der Oberförster hatte, wie sich's in der Folge zeigte, an eine benachbarte Eisenschmelze nach und nach einige tausend Klafter Holz mehr abgegeben, als er in Rechnung brachte. Er hatte, um seinen großen, beynahe fürstlichen Aufwand zu bestreiten, nicht nur sein eigenes Vermögen verschwendet und sich in Schulden gesteckt, sondern sich überdieß noch Untreue gegen seinen Fürsten erlaubt. Der Fürst setzte ihn ab, und verurtheilte ihn, den Schaden zu vergüten. Der arme Herr von Schilf lebte von nun an auf seinem kleinen Landgute in sehr dürftigen Umständen.

Den Waldbezirk des alten Försters fand der Fürst im trefflichsten Zustande. Er kam in eigener Person zu ihm in das Haus, bezeigte dem alten

Manne seine Zufriedenheit, ließ sich dessen ganze Familie vorstellen, und redete mit allen sehr freundlich. Bevor er seinen Schimmel bestieg, den ein Reitknecht vor dem Försterhause am Zaume hielt, sagte er zu dem Förstersohne: „Er ist hiemit Förster; mache er seine Sache ferner so gut! — Sie," sprach der Fürst zu dem alten Förster, „sind nun wohl etwas alt, aber noch lange nicht der abgelebte Greis, für den Herr von Schilf Sie ausgab. Sie sind, trotz Ihres Alters, noch sehr wohl bey Kräften; ich kann Sie meiner Dienste noch nicht entlassen. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage: Leben Sie wohl, Herr Oberförster."

Der Kanarienvogel.

Vater. Das ist höchst sonderbar.

Ant. Leitner sc.

Der Kanarienvogel.

*

Aber der Bedrängten Flehen
Hörtest Du, o Herr der Welt!
Ihre Noth hast Du gesehen,
Ihre Thränen Du gezählt;
Säumtest nicht, sie frey zu machen,
Zogst mit Heldenkraft sie an,
Und gabst Löwenmuth den Schwachen,
Daß sie Licht im Dunkeln sah'n.

Lavater.

I. Das angenehmste Concert.

Der schreckliche Verhaftsbefehl.

Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt, und eine Menge adelicher Familien in das tiefste Elend versetzt wurden, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein sehr edler, vortrefflicher Mann; seine Gemahlinn, eine sehr gute liebenswürdige Frau, und ihre beyden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Aeltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenstes Landgut, zwischen dem Rheine und dem Vogesischen Gebirge, zurück. Hier auf seinem Schlosse, das, nebst dem dazu gehörenden Dörfchen, von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern, und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten, und ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann machte sie aber zu einem Paradiese.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer seiner Kinder zu werden.

Die seligsten Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken, und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nähmlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte diesen Unterrichtsstunden immer bey, und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wenn sie ihre Kinder, die in dieser zerrütteten Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wenn dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Aeltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen rings umher drohten, heiter und getrosten Muthes.

Außer dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ auch nicht, ihnen dasjenige beyzubringen, was zur Zierde gehört und das menschliche Leben angenehmer macht. Er spielte unter andern sehr vortrefflich Clavier, und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von seiner Gemahlinn, übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Clavierspielen, und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende, gegen Ende des Winters, saßen ein Mahl Vater und Mutter, Karl und Lina, in dem warmen hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beysammen; denn

Musik und Gesang waren zu dieser Jahrszeit ihre gewöhnlichste Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwey Kinder verfaßt, eine leichte gefällige Melodie dazu gesetzt, und die Clavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts, und die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: „Nun, Karl und Lina, laßt ihr eure kleinen Künste hören!" Karl setzte sich an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas schüchtern, aber ungemein lieblich, folgendes

Lied:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Die Blitze droh'n,
Der Donner kracht!
Gott winkt — entfloh'n
Ist ihre Macht.

Und so er bricht,
Der Bau der Welt —
Ich zittre nicht,
Da Gott mich hält.

Wer auf ihn schaut
Mit stetem Blick,
Auf Felsen baut
Der all' sein Glück.

Unendlich gut
Und treu ist Gott;
Drum hab' ich Muth
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Concert an dem königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. „Ja," sprach sie, „Gott, der euch bisher schützte, wird ferner euer mächtiger Beschützer seyn." — —

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, und bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen drangen mit Ungestüm in das Zimmer. Der Anführer zeigte den Verhaftsbefehl vor, der edle Vater wurde ergriffen — ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er sey als ein Königlichgesinnter und als ein Feind der Freyheit angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirne hineinhängenden schwarzen Haaren und einem fürchterlichen Backenbarte trotzig vor ihr stand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beyden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fort zu nehmen. Eine Thräne schlug die andere, und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmahl das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen — ja nur noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabey. Auf der Stelle mußte er fort; und da die Mutter ihn weinend und laut jammernd umschlang, und die Kinder sich um seine Knie

klammerten, so wurde er ihnen mit Gewalt entrissen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüthen. Der Mutter waren vor Schrecken die Knie gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die nassen Augen zum Himmel gerichtet, saß sie in einem Sessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle fromme Mutter bald wieder. „Laßt uns, meine liebsten Kinder!" sprach sie, „das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unserem Besten lenken, und es dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauungsvoll sagen: Herr! dein Wille geschehe!"

Die unglückliche Frau versuchte alles, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie ging zu den Richtern, betheuerte die Unschuld ihres Gemahls — berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht ein Mahl darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füßen; allein es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmahl die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen, und mußte sogar hören, daß er in wenigen Tagen eines blutigen Todes sterben werde.

II. Dienstestreue.

Die Flucht.

Als Frau von Erlau nach drey Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert und zu einer Caserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr eingelassen und ging traurig weiter. Aber sie jammerte und weinte um ihre Kinder, denn Niemand wußte ihr zu sagen, wo sie wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am Abend, und sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter treuer Diener. Dieser sprach zu ihr! „Liebe, gute, gnädige Frau! Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreyender Ungerechtigkeit und Grausamkeit — von Unterdrückung unter dem Scheine der Freyheit, entfallen lassen. Uebelgesinnte haben diese Worte aufgefangen und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als schleunige Flucht. Sie zu verbergen, ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rheine, ist schon berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm, und er bringt Sie dann sicher über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben."

Sie kam in das Haus des guten Richards, das unten im Dorfe war. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war an eben dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krank-

heit hatte diesen Abend sehr zugenommen, und das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bey Sinnen, und kannte ihre Mutter nicht einmahl. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben und ihr liebes, krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. „Die Kranke," sagte er, „wird es nicht lange mehr treiben; sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen und ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts dienen. Es ist Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken."

Die tiefbetrübte Mutter stand todtenbleich, mit rothgeweinten Augen, an dem Krankenbette und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt nahm sie unter dringendem Zureden sanft bey dem Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein Paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wandte sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter, und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzens: „Nein, liebes Kind! ich kann dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit dir sterben."

Der alte Richard und sein gutes Weib bathen sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen, und versprachen beyde heilig, für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre es ihr eigenes Kind. „Die Nacht ist angebrochen," sagte Richard; „nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr — und kann nicht nur Ihnen, beste, gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemanden über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen, ist bey Todesstrafe verbothen."

„Nun denn, du liebe, holde Lina!" sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter — „wenn ich dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr erweisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen wür=

de, als diese guten alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen — so will ich denn in Gottes Nahmen fort. Lebe wohl, liebster Engel! zieh hin in die Wohnung des Friedens, wo die Unschuld nicht mehr leidet, wo keine Thränen mehr geweint, wo liebende Herzen nicht getrennt werden."

Der kleine Karl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bey der Hand und sagte: „Sey froh, liebe Lina! du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast du es besser, als hier auf Erden, wo wir immer so in Furcht und Angst leben müssen. O, wie gerne ging ich mit dir!"

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder, und sprach, zum Himmel aufblickend: „Dir, o Gott! sey sie denn zum Opfer gebracht, und deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!" Sie schwieg einige Augenblicke — stand dann schnell auf — küßte Lina — nahm Karl bey der Hand — und eilte zitternd und bebend, ohne umzusehen, zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab sich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammen gebracht und schritt schwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm, und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündelchen trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich, denn es stürmte und regnete fürchterlich. „Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß," sagte endlich der alte Mann leise, „sind lauter Wohlthaten Gottes. Sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bey einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt das, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens."

Sie kamen zur Wohnung des alten Fischers, und traten in die kleine, rußige Stube, die von einem düstern Oehllichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn, mit Hülfe Richards, an den Rhein brachte, setzte die Fischerinn der Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brot und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost, genossen sie etwas Weniges. Nun kamen die zwey Männer zurück und führten die Frau an den Rhein. Der Mond, im letzten Viertel, war aufgegangen; er blickte von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als sie in der ungestümen Nacht, in Sturm und Regen, so an dem unermeßlichen, mächtig rauschenden Flusse stand, das kleine armselige Fahrzeug, das kaum stark genug war, zwey Personen zu tragen, vor sich sah, und nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte. Die Männer machten ihr Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder, und sprach mit frommer Zuversicht: „Gott wird uns hinüber helfen."

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bey der Plünderung des Schlosses eine goldene Dose, eine goldene Uhr und ein Paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienste erspart hatte, bey — ohne zu sagen, daß sie von ihm seyen. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. „O, meine liebe, gnädige Frau!" sagte er. „Ich alter Mann sehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mahl. Ich kann nichts weiter für Sie thun; aber Gott wird für Sie sorgen. Er wird Sie noch fröhliche Tage erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es

nicht übel gehen. Ich würde Sie begleiten; allein vielleicht finde ich noch Mittel, unsern guten gnädigen Herrn zu retten. Ich werde alles versuchen." — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch ein Mahl, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es, und half ihr und dem kleinen Karl einsteigen.

Als das Schifflein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel. „Hier will ich knien und Gott bitten," sagte er, „daß sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knien aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Bothschaft bringt, sie seyen gerettet. Wollte Gott, ich könnte Ihnen von Ihrem lieben Gemahl und ihrer geliebten Tochter noch ein Mahl die nähmliche frohe Nachricht bringen!"

III. Der Zufluchtsort.

Der Kanarienvogel.

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen und nun in Sicherheit. Allein es war für sie hier kein Bleibens. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert, und überdieß rückte der Kriegsschauplatz immer näher. Sie reisete, nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rhein hin, der Schweiz zu. Ihre Barschaft schmolz sehr zusammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert, und man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehreren vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Gränzen Tyrols. Endlich erhielt sie durch die Vermittlung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wolle sie in seine Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das Gepäcke trug, ging vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düstern, weit überhangenden Felsen, lagen einige niedrige hölzerne Hütten mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzend grau wie Atlas, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter dem sich zwey Berggipfel zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reisestab in die Tiefe, und sagte: „dieß ist Schwarzenfels! Hier unten wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will." Frau von Erlau seufzte, und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tyroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsre Art von Höflichkeit verstand er sich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlanständigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeigen, in seiner grauen Sonntagsjacke nebst dem scharlachrothen Brusttuche, und trug seinen schönen grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. „Grüß' dich Gott, gnädige Frau!" sagte er; „es ist mir lieb, dich mit deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können."

Die Tyrolerinn, eine freundliche Alte mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Hausthüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an der weißen Schürze die Hand ab, reichte sie dann der

gnädigen Frau, und sagte: „Grüß' dich Gott, du liebe Frau! Das Essen ist gleich fertig, du mußt aber mit Wenigem fürlieb nehmen; bey uns gibt es fast nichts, als Milch und Butter, Haberbrot und Erdäpfel."

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterchen die Aussicht an den düstern Tannenwald und die zwey Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank und einem Paar Stühlen von Tannenholz, und aus einem glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Herde diente; nebenbey war noch ein kleines ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst, und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer einiges verdiente. Ihren Karl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern, und überdieß hatte er auch schon angefangen Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöckchen in der Kapelle geläutet. Die gute, fromme Tyrolerinn kam eilig herein, und sagte, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe dahier lesen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Karl sogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr sehr zu Herzen ging. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm, und fand in ihm einen sehr einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach, die nöthigen Bücher zu bestellen, und den Knaben jeden Nachmittag ein Paar Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.

Karl verstand sich dazu mit Freuden, und war, seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch

ein Mahl so vergnügt. Er konnte jedesmahl kaum das Mittagessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumahl wenn es mehrere Tage nach einander regnete, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter hielt eine unschuldige Erhohlung für eben so nöthig, als die Arbeit; deßhalb war sie darauf bedacht, ihm beydes zu verschaffen.

In Tyrol werden viele Kanarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich schöne Kanarienvögel beysammen. Karl bath seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. „Zu Hause,“ sagte er, „hatte Lina immer ein solches Vögelein. Kaufe mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an unser liebes Vaterland erinnert!“ Die gute Mutter war dazu bereit — und der Knabe suchte sich den schönsten Kanarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den seine Schwester ehemahls hatte, am ähnlichsten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen, glänzend schwarzen Aeugelein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger, und pickte ihm Brotsamen von den rothen Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbey, rupfte an der Schreibfeder, und pickte ihn in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vögelein anfing zu singen, konnte Karl den Gesang gar nicht genug loben. „Du mußt ihm ein schönes Stückerl pfeifen lehren!“ sagte einmahl der Tyroler. Karl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaschenetlein nannte, hervor. „Ey,“ sagte Karl, „das ist ja eine unvergleichlich schöne

kleine Flöte von Elfenbein!" Der Tyroler spielte ihm ein Tänzchen vor und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen reinen Ton entzückt, faßte, da er sehr viel Talent zur Musik hatte, alles sehr leicht, und konnte bald jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun dem Vogel sehr oft ein und das nähmliche Stückchen vor, und als dieser es endlich das erste Mahl genau und ohne Fehler sang, hüpfte Karl vor Freude, und die Mutter sagte lächelnd: „Mache nur, daß du deine Lection auch so pünctlich und ohne Anstand auffsagen kannst, wie der Vogel." Der Kanarienvogel und die Flöte machten dem muntern Karl, und selbst der Mutter, zumahl wenn Sturm und Regen sie in ihre düstere Stube verschloß, manche heitere Stunde.

IV. Die Todesnachricht.

Die Lebensrettung.

Unter jenen heiteren Stunden lag indeß der edlen Frau von Erlau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne, und verursachte ihr manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freylich beständig Nachricht zu erhalten; allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselbe jede Woche ein Mahl durch Karl. Eines Abends kam Karl fröhlich nach Hause, brachte die Zeitung mit, packte sie aus seiner Thecke aus, und sagte: „Der Herr Pfarrer habe sie zwar nicht ganz durchlesen können, indeß habe er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthielte. Die Mutter las begierig, und fand, daß die Nachrichten vom Kriege

wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen. Aber sieh — am Ende der Zeitung war eine lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung, hingerichtet wurden, und unter diesen fand sie auch den Nahmen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erschrak, als hätte sie ein Donnerschlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen, und sie sank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Karls Jammergeschrey herbey eilten, sie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit, und man zweifelte an ihrem Aufkommen. Auch der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends dahin. Der alte Tyroler sagte öfter kopfschüttelnd und mit wehmüthiger Stimme: „Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!"

Der alte getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der Fischer, in dem kleinen Kahn wieder zurückgekommen war, und ihm die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten; denn Richard hielt es für höchst ungerecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Nahmens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hülfe dieses muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bey den Gefangenen traf, hoffte Richard, seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreyen. Richard und sein Sohn machten allerley Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschlossen sie, der Sohn sollte ein aufmerksames Auge haben, und

die erste beste Gelegenheit, die sich darbiethen würde, benützen. Es zeigte sich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau, wurde endlich zum Tode verurtheilt, und das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig den Kopf auf die Hand gestützt, saß er Nachts in seinem einsamen Gefängnisse so da. Man hatte es nicht der Mühe werth geachtet, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder; denn nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen, und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch, was er bey Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: „Herr, dein Wille geschehe!"

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. „Bey wem," sagte er unter andern, „soll ich in dieser letzten Nacht meines Lebens Trost finden, als bey dir, liebster Vater im Himmel? Was du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach deinem göttlichen Wohlgefallen. Willst du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, so wirst du väterlich für sie sorgen und sie in ihrem großen Jammer trösten — und im Vertrauen auf dich will ich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist. Willst du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit schenken, so ist es dir ein Leichtes, die Thüre meines Kerkers zu eröffnen und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen. Ach, mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann dir gewidmet, ein beständiges Dankgebeth seyn!"

Während der edle Mann in solche Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärm. Mit einem Mahle wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von

Rauch drangen herein und furchtbarer Feuerglanz erhellte das ganze Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm und rief: „Um Gotteswillen, retten Sie sich!"

Dieser war Robert, der Sohn des alten Richards. Durch die Unvorsichtigkeit einiger betrunkener Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen, und waren zum Löschen herbeygestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines Soldaten zusammen gerafft und sich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

„Geschwind ziehen Sie diese Kleider an!" sprach Robert weiter, und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Cocarde quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um und gab ihm die Flinte in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur desto ähnlicher und vollendete sein kriegerisches Aussehen. „So," sprach Robert, „nun eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen; dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bey seinem Bruder, dem Fischer am Rheine, befinden wird."

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erscheinung eines Engels, und seine Anrede wie eine Bothschaft vom Himmel gewesen. Er wußte sich sogleich in seine Rolle zu finden. Mit einem Ernste, als hätte er die wichtigsten Aufträge, eilte er die Treppe hinab, rief den Leuten, die sich mit Feuereimern hereindrängten, mit trotziger Stimme zu: „Platz, Platz!" und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit

kühnem Muthe und starken Schritten ging er nun geraden Weges dem Stadtthore zu, und kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bey dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an den Fensterladen. Der Fischer kam heraus — und erschrack nicht wenig; er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder seinen Bruder einfangen wolle, weil beyde durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: O, Gott Lob!" und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzte mit dem Ausruf: „O, mein Herr!" auf ihn zu, und beyde umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlinn und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Carl gerettet seyen, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, aber wieder gesund sey und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief, war über den Freudenausruf des guten Richards erwacht, und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um dem Lande, das ehemahls ein Paradies, nun aber eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nähmlichen Schifflein, das seine Gemahlinn und seinen Sohn an das jenseitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damahls noch glücklichen deutschen Boden. Er machte sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fischer ging voran, und Richard, mit einem Felleisen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war sternhell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine,

wo das kleine Schifflein im Gebüsche bereit stand. Allein auf ein Mahl hörten sie hinter sich schießen, und mehrere rauhe Stimmen riefen: „Halt, Halt!" — Das Feuer im Gefängnisse war bald gelöscht worden. Die Soldaten hatten den Herrn von Erlau und die fehlenden Kleider und Waffen sogleich vermißt, und waren dem Fliehenden auf die Spur gekommen. Mit furchtbarem Geschrey kamen sie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken, und eilten, so schnell sie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein; Richard sprang ihm nach; beyde griffen zu den Rudern und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weidenbaume.

Allein das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fingen an auf die Flüchtigen zu feuern und fürchterlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte sich in dem Schifflein niederlegen. Die beyden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein Paar andere schlugen in Richards Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Wasser ragte, schwankte und ging — beynahe unter. Doch sie entkamen Alle unverletzt und erreichten glücklich das jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Knie, Gott für seine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten seinem Beyspiele. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erhohlt hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der Faust, und der schweren Bürde auf dem Rücken, voraus — und sein Herr und Fräulein Lina folgten

ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen seiner vielen Tannenwälder Schwarzwald nennt.

V. Die Reise in der Fremde.

Lina's Geburtstag.

(Hiezu gehört das Kupfer.)

Herr von Erlau hatte nun keine größere Angelegenheit, als die, seine Gemahlinn aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann: zu diesem gingen sie zuerst, um hier ein Paar Tage auszuruhen und sich zur weitern Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. „Ich habe keinen ruhigen Augenblick,“ sagte er zu Richard, „bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl, guter Richard, sie seyen zuverlässig in der Schweiz; allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen, und dahin zu fahren, das vermag ich nicht.“

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus und schüttete das Geld auf den Tisch. „Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester, gnädiger Herr!“ sprach er. „Dieß alles ist Ihr Eigenthum.“ Herr von Erlau starrte bald das Gold, und bald den treuen Diener an. „Da Sie noch wohlhabend waren,“ sagte Richard, „waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vorgestreckt. Einiges von diesem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten, und Ihre Gemahlinn auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, eincas-

sirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menschen gibt, bey denen weder Dank noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückstellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch mehreres dazu gaben." Herr von Erlau zählte das Gold. „Es ist viel, sehr viel!" sagte er mit einem dankbaren Blick zum Himmel. „Wie lange wird — wie lange kann aber das währen?" — „Wir wollen schon gut haushalten," sagte Richard, „und dessenungeachtet in die Schweiz fahren."

Richard kaufte ein Pferd und einen leichten Bauernwagen, über den, vermittelst einiger Reife, eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Nun reiseten sie weiter. Richard ging meistens zu Fuß neben her, und der Herr von Erlau mußte, auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes, fast immer mit Lina fahren. So kamen sie bis in die Schweiz; nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Sylbe von seiner Gemahlinn in Erfahrung bringen. Alle Nachforschungen waren vergebens, und er überzeugte sich bald, daß sie einen andern Weg genommen haben müßten; darum kehrten sie zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn, durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bey seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht, durch die täglichen Beschwerden des Reisens, erschöpft. Er wurde krank und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder erhohlt haben würde.

Richard miethete ein Paar Zimmer, nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe, und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr geschickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina stand ihm treulich bey, und verrichtete von Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten,

die nicht über ihre Kräfte waren. Herr von Erlau mußte anfangs beynahe immer das Bette hüthen, und es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf seyn konnte. Lina that alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern, und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen — indem sie ihn bald mit einer neuen Speise, die sie das erste Mahl selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht überraschte. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Lina's Geburtstag. Sie ging sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken — und besonders für ihre Mutter und ihren Vater zu bethen. Als sie heim kam, siehe — da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke, in dem Fenster, und ein Kanarienvögelchen, von der reinsten gelben Farbe mit einem Schöpfchen, gerade so, wie sie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfich über den Blumen am Fenster aufgehängt. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina war entzückt. Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen, und sie dankte ihm in den liebevollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. „Nimm so fürlieb, gutes Kind!" sagte der Vater. „Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unserm Schlosse waren, da war es freylich anders. Der Tag wurde mit lautem Jubel gefeyert, und war ein Fest für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen."

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet, und der Vater war bey Tische wieder ein Mahl recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an dem Tische sitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine Torte, die mit Blumen besteckt

war, und eine Flasche rothen Weines aus ihrem Vaterlande, dem Elsaß. Der Vater trank zuerst auf Lina's Gesundheit, und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlinn und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude, und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. „Ach Lina!" sprach er, „wo feyern heute deine Mutter und dein Bruder deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon alles begegnet? Ach, eine Frau, ein Kind, ohne Freund und Beschützer, in die Welt hinausgestoßen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag noch ein Mahl zusammen feyern werden? — Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung; jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte — ich fürchte — —"

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu trösten: „Sey getrost, liebster Vater!" sprach sie; „Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß alle noch einmahl zusammen. Umsonst hat er uns nicht alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt er für uns!" — „Ja, das wird er!" sprach Richard, und trocknete die Augen. Alle schwiegen. Es war ein Anblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fing das Kanarienvögelein mit einem Mahle an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Lina schlug voll Erstaunen die Hände zusammen und rief: „Gott im Himmel! was ist dieß? Das ist ja das erste Liedchen, das Karl auf dem Clavier spielen und ich dazu singen lernte — das wir eben damahls sangen, als man dich, liebster Vater, gefangen nahm." Der Vater, Lina und Richard blickten

alle drey staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Richard langte nun den Käfig von der Wand und redete mit dem Vögelchen. Als ob es ihn verstünde wiederhohlte das liebe Thierchen das nähmliche Stückchen zwey, drey Mahl. Es war nicht anders; genau das nähmliche Liedchen war es: keine Note fehlte.

„Das ist höchst wunderbar!" sagte der Vater, und nahm die Mütze ab. „Guter Gott! ich glaube, du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O, Richard! wie bist du doch zu dem Vogel gekommen?"

Richard sagte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tyroler gekauft habe. „O so renne und laufe doch, was du kannst," sagte Herr von Erlau, „und such' ihn auf! Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten ertheilen." Richard ging; aber er blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit in der unruhigsten Erwartung zu. „Wie groß mußte ihre Noth seyn," sagte der Vater, „wenn sie sogar dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt, und das Vögelein ist nun alles, was sie uns zurücklassen." Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Dieser junge Mann wußte aber von dem Kanarienvogel nichts Besonders zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben in Tyrol gekauft; aber der Nahme: Frau von Erlau, war ihm unbekannt. Allein auf die weitern Fragen des Herrn von Erlau versicherte er, eine solche Frau, mit einem solchen Knaben, befinde sich wirklich in seiner Gegend, und es sey wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmahl zugehört habe. Er habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche gesehen, und der Knabe, der zu dem Herrn Pfarrer in die Schule gehe, sey ihm oft begegnet. Der Kleine müsse schon gar hochgelehrt seyn; denn er habe allemahl einen großen Pack Bücher, in Rie-

men eingeschnallt, über dem Rücken getragen. Der Tyroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so genau, daß Alle einmüthig und voll Freude ausriefen: „Sie sind's — sie sind es gewiß!" Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und schenkte dem erstaunten Tyroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

VI. Die Wiedervereinigung.

Die Rückkehr in die Heimath.

Herr von Erlau machte nun sogleich Anstalten zur Abreise. Er fühlte nichts mehr von Entkräftung, denn die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arzeney. Lina half ihm einpacken, und Richard ging, den kleinen Wagen wieder in guten Stand zu setzen, und den alten Braunen, der indeß bey einem Wirthe, bloß für die Kost ohne Lohn, gedient hatte, wieder abzuhohlen. Sogleich des folgenden Tages reisten sie ab — nach Tyrol hin. Auch das liebe Vögelein ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfig an einem Reife des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen hie und da mit seinem erheiternden Liedchen die Zeit verkürzte.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin das kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrey gehörte. Er ging sogleich zu

dem Herrn Pfarrer. Dieser bestätigte alles, was der junge Tyroler, der mit den Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch; „nur," sagte der Geistliche, „lebt die gute Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren theuren Gemahl für todt, und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte; — nur mit Mühe und langsam erhohlt sie sich."

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht herkomme? Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus, und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte: er sey an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche Unrichtigkeit unter die kleinen unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergessen, seinen Nahmen aus der bereits verfaßten Liste der Hingerichteten auszustreichen — oder man wollte ihn vielleicht nicht ausstreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlinn einen so großen Jammer bereitete und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußersten Vorsicht beybringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen sey, und Alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abende, und die Witterung sehr unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und nun fing es, da es in diesem Lande früher Winter wird, gar an, heftig zu schneyen. Sie

erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niedrigen Hütten mit ihren flachen, schneebedeckten Dächern, und mit ihren rauchenden Kaminen tief unten im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren herabhängenden Aesten sie vor Wind und Nässe schützten, auf ein moosiges Felsenstück nieder, und Richard ging nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche, mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminfeuer, das mit seinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfing. Sie strickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweißen Haaren hereintreten sah, that sie einen lauten Schrey, und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu, und unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzens begrüßte sie ihn so herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Karl an das Feuer herbeygerückt hatte.

„Ach, Richard!" fing sie an, als er ihr gegenüber am Feuer saß, „so — so — müssen wir uns wieder sehen! Ach, von dem blutigen Tode des besten, des vortrefflichsten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie ging es mit Lina? Starb sie, das gute Kind, wie der Arzt es vorhersagte? Ach, vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche!" Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damahls die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich bald wieder erhohlt habe — und seit der Zeit frisch und gesund

sey. Die Mutter war hoch erfreut, und ihre Augen glänzten von Entzücken. „Aber," fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, „warum hast du sie nicht mitgebracht? Warum hast du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde ihres Lebens sicher ist? Wie konntest du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast du — —" Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre, und Lina flog ihrer Mutter in die Arme. Karl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da sie ihre beyden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein diese Freude mußte bald wieder der Wehmuth weichen. „Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl!" sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte. „O dann — dann würde das Maß meiner Freuden voll seyn. Aber so, meine liebsten Kinder, seyd ihr arme, vaterlose Waisen, und euer Anblick erfüllt das Herz eurer bedrängten Mutter mit Schmerz! Denn ach — was kann ich, eine dürftige, rathlose Witwe, für euch thun!"

Jetzt fing Richard an, unter leisen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen, die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste stufenweise Vorbereitung, um nun auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richard's Gespräch deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens laut aus-

rief: „Er lebt! o Gottes Barmherzigkeit sey ewig gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O gewiß ist er nicht weit. O Kinder! kommt, kommt — fort zu ihm!" — Da öffnete Herr von Erlau die Thüre, und stürzte, vor Freude außer sich, in die offenen Arme seiner Gemahlinn! Die gute Frau aber, die ihren lieben Gemahl bis zu dieser Stunde als todt betrauerte, und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sey, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muthe sey, und sie sagte bloß: „O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wieder sehen werden."

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen sehr seligen Abend zu; aber auch der alte Tyroler und seine Hausfrau fanden sich ein, und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das Meiste beygetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Karl freute sich sehr, sein Vögelein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Karl hatte seit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo sich seine Gemahlinn und sein Sohn befinde. Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. „Ja, guter Gott!" sagte sie mit gefalteten Händen, „das hast

du so gefügt. Du hast dich dieses kleinen geflügelten Bothen bedient, meinem Gemahle anzusagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte! Ohne seine schnelle Hieherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen!"

Karl stimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. „Nicht wahr," sagte er, „das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieses Liedchen beygebracht habe? Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögeleins so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester — und das Vögelein noch obendrein — wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglück uns großes Glück bereiten kann."

„Du hast Recht, lieber Karl!" sprach der Vater. „So nahm uns Gott alle unsere Güter, um uns edlere zu geben. Ich hoffe, wir alle haben durch diesen zeitlichen Verlust an Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind — die allein einen ewigen Werth hat. Und vielleicht gibt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie dir dein Kanarienvögelchen."

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurück zu geben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde, und von demselben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier, in einem andern Lande den Diebstahl verrathen habe. „In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln," sagte der Knabe; „denn nun sehe ich's klar: Kein Fädelein ist zu fein gesponnen, — es kommt einmahl an die Sonnen."

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten untergebracht.

Das Kanarienvögelein kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, ehe es entfloh. Lina verpflegte es auf das sorgfältigste und ließ es ihm auch zur rauhen Jahreszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Apfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß, und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, stimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

und die Kinder und Aeltern sangen dann wohl selbst das ganze Lied, und fanden darin Trost und Erbauung. Ja, bey manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es allein immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich sein Liedchen sang, und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. „Wir wollen Dem vertrauen," sagten sie, „der uns durch dieses Vögelein, durch ein so kleines unbedeutendes Geschöpf, schon ein Mahl so wunderbar half. Er, der auf tausend Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen."

„Ja, ja," sagte der alte Richard, „so denke ich auch. Der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenster, bey dem tiefen Schnee und schneidenden Froste, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: „Betrachte die Vögel des Himmels: sie säen nicht aus, sie ernten nicht ein, sie sammeln nicht in die Scheuern, und doch ernährt sie euer Vater im Himmel! Und seyd ihr denn nicht viel vortrefflicher als sie?" Allein,

wenn ich dieses Vögelein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen, und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmahl nicht mehr kleinmüthig seyn — so übel es auch in der Welt aussehen, und so hart es uns auch gehen mag. Der für die Vögel sorgt, kann unser nicht vergessen."

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben, durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren, und erhielt ihre Güter größten Theils wieder zurück, und Herr und Frau von Erlau freuten sich, wieder reich und vermöglich zu seyn — weil sie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer, und Jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenslust zu belohnen.

S.E.

Das Johanneskäferchen.

Mutter. Es brennt dich nicht.

Ant. Löw sc.

Das Johanniskäferchen.

*

Die Sonne Gottes leuchtet Allen,
Und Allen scheint sein milder Mond.
O möchte Lieb' um Liebe wallen,
Wo auch ein Mensch bey Menschen wohnt!
Dir öffne mit dem frühen Morgen,
O Vater, sich des Menschen Brust;
Er theile seines Nächsten Sorgen,
Und sey nur Liebe sich bewußt!

Friedr. L. Graf zu Stolberg.

I. Kummer und Sorgen.

An dem Abende eines heißen schwülen Sommertages saß Maria, eine arme Witwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens, und sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht, und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürre ward, den Nachmittag in Schochen aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen, heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das kleine Stübchen, und mahlte die lichten Vierecke der geöffneten, und die hellen runden Scheiben der geschlossenen Fenster, sammt dem Neblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren, stand in der Fensterecke an das Gesimse gelehnt, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren, nebst einem Theile des weißen, reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden, und machte sie ihrer Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein Brot gebrockt war, hatte sie kaum ein Paar Löffel

voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch ganz bestürzt, und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand, beynahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da, und warf einen hellen rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Marie war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Witwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammen gebracht, die kleine Hütte mit dem schönen Grasgarten, freylich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Marien, wiewohl sie eine arme Waise war, und ihre Aeltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattinn gewählt. Denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das frömmste, fleißigste und sittsamste Mädchen. Beyde hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die den Mann mit aller Liebe wartete, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurück gekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bey dem reichsten Bauer des Ortes, dem sogenannten Mayerbauer, gedient. Dieser hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt, und ihm dreyhundert Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle, und eben so viel abverdiene. Der

Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er krank wurde, richtig eingehalten, und seine Schuld betrug nur mehr fünfzig Gulden. Das Alles wußte Marie gar wohl.

Nun starb der Mayerbauer an der nähmlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreyhundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Witwe die ganze Summe. Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann alles, bis an fünfzig Gulden, abbezahlt habe. Allein dieses half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerinn, und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für giltig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung, und da die arme Marie nichts hatte, als ihr Hüttlein mit dem Garten daran — so sollte dieses ihr kleines Eigenthum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebethen, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr — beyde weinten — allein alles war vergebens. Ja schon der morgige Tag war zur Versteigerung angesetzt. Dieß letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster — blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor — und bald auf ihren kleinen Ferdinand hin — weinte heiße Thränen, und starrte dann wieder so vor sich hin. Es war eine traurige Stille.

„Guter Gott!“ dachte sie, „so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu aufgerechet! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Bau-

me für meinen Ferdinand brach, sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mahl hier über die Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem Andern, und wer weiß, ob er uns nicht gleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freyen Himmel!" Sie fing an heftig zu schluchzen.

II. Trost durch Kindesmund.

Gott ist der Vater der armen Witwen und Waisen.

Der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, als er die Mutter so jammern hörte, kam näher herbey und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich — sieh, sonst kann ich gar nicht einmahl mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb? Weinet nicht so! sagte er. Gott ist der Vater der armen Witwen und Waisen. Ruft ihn an in der Noth; er wird für euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?"

„Ja, liebes Kind," sprach die Mutter. „So ist's!" — „Nun," sagte der Kleine, „wie magst du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte — wenn mich hungerte, oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich ging zu unserm seligen Vater, als er noch lebte, und bath ihn — und er legte sogleich

das Beil weg, und gab mir Brot, oder zog mir den Dorn heraus. So gerne hilft der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir beyde niederknieten, um Barmherzigkeit flehten — und der uns beynahe mit den Füßen weggestoßen hätte und uns die Thüre wies. Oder meinest du, Gott sey nicht reich genug? Er ist noch viel reicher als der Mayerbauer. Da sieh nur ein Mahl zum Fenster hinaus. Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: Die ganze Welt ist sein. Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm, wir wollen ein Mahl den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange nur an — ich will dir bitten helfen. Es läuft gewiß besser ab, als bey dem reichen Manne."

„Gutes Kind, du hast Recht!" sagte die Mutter, und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände, und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch, und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind, und spiegelte sich in ihren Thränen. Die Mutter fing an zu bethen, und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach.

„Lieber Vater im Himmel!" sagte sie, „ach, sieh da eine arme Mutter und ihr Kind — eine arme Witwe und ein armes Waislein blicken zu dir auf. Wir sind in großer Noth und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth, und ich will dein Erretter seyn. O, zu dir flehen wir! Verstoß uns nicht aus dieser Hütte — nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder hast du es nach deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebvollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf deiner großen

weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gib uns Trost ins Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen und vom Hügel dort das letzte Mahl nach unserer Hütte uns umsehen!"

III. Das fliegende Sternlein.

(Hiezu gehört das Kupfer.)

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden; — sie blickte weinend zum Himmel und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da stand, auf ein Mahl mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ey, Mutter! sieh doch, was ist das? Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh', da schwebt es am Fenster! O sieh — jetzt kommt es. Wie schön hell es glänzt! — Sieh nur, mit grünlichem Lichte! fast noch schöner als der Abendstern. Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!"

„Das ist ein Johanniskäferchen, lieber Ferdinand," sagte die Mutter. „Bey Tage ist es ein kleines, unansehnliches Käferchen; aber bey Nacht hat es den wunderschönen Schein."

„Darf ich es fangen?" fragte der Kleine; „thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?"

„Es brennt dich nicht," sagte die Mutter, und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. „Fange es nur, und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes."

Der Kleine hatte jetzt alle Traurigkeit vergessen — und suchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden — bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle schwebte, zu erhaschen.

Aber — „o weh!“ rief jetzt der Kleine. Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich hinter den großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. „Ich sehe es wohl deutlich,“ sagte er; „dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand, und der Boden, und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hinschiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz.

„Habe nur Geduld,“ sagte die Mutter; „es wird schon wieder hervorkommen.“

Der Knabe wartete ein wenig, und kam dann zur Mutter herbey, und sagte mit sanfter, flehender Stimme: „Mutter! o, lange doch du es mir hervor, oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen.“

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten; der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen, betrachtete es zwischen den hohlen Händchen, und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessinn an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

IV. Der glückliche Fund.

Gott sey Dank! Wir sind gerettet.

Die Mutter war aber auf etwas Anderes aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that — indem sie es aufhob — einen lauten Schrey. „Gott! — rief sie — nun ist uns ja mit einem Mahle aus aller Noth geholfen! Das ist ja der Kalender vom

vorigen Jahre, den ich so lange vergebens suchte. Ach, ich glaubte, er sey während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unsrer Haushaltung nicht immer am besten wirthschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, seit die Hütte steht, wohl niemahls von der Stelle kam!"

Sie zündete sogleich Licht an, und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahres an den dreyhundert Gulden noch schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Mayerbauers eigner Hand geschrieben. „Auf Sanct Martinstag hab' ich mit Johann Blum abgerechnet, und ist er mir nun nichts weiter mehr schuldig als 50 Gulden, sage fünfzig Gulden."

Die Mutter schlug vor Freude die Hände zusammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: „O Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! Denn jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unsrer Wohnung bleiben."

„Nicht wahr?" sagte der Kleine; „daran bin ich Schuld. Wenn ich dich nicht so gebethen hätte, den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können."

Die Mutter schwieg betroffen still — und sagte dann: „O mein Kind, das hat Gott gethan. Es kommt mich ein recht ehrerbiethiger Schauder an, wenn ich darüber nachdenke: Sieh, als wir beyde so unter Thränen betheten, da kam das glänzende Käferlein herein — und leuchtete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen wa-

ren. Ja wahrhaftig! Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte. Merke dir dieß dein Leben lang, und vertraue stets auf ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden; er kann es durch ein beflügeltes Würmchen!"

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Dieser ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft und als ehrlos geschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sey. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Witwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebethe und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Da ist Gottes Finger! Er hat euch sichtbar geholfen."

Der junge Mayerbauer aber stand sehr gerührt da, und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Witwen und Waisen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen euch war. Es geschah aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich euch machte, schenke ich euch die fünfzig Gulden, und wenn ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir, und ich werde euch allemahl helfen. Denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht — und ihm vertrauen ist ein sichereres Kapital, als der größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Witwe, und meine Kinder Wai-

sen werden sollten, so wolle er uns auch so helfen, wie er euch geholfen hat."

„Vertrauet eben so auf ihn" sagte der Richter, „und seyd so rechtschaffen, wie diese fromme Witwe, und die Hülfe wird zur Zeit der Noth euch auch nicht ausbleiben."

Draku Mary

Avem si Thupsoane [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] 17 [illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Jugend- und Kinder-Schriften

Bd.: 5.

Grätz 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 225 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279493-0